

02/2021

Bauwerk

Ein Magazin der **LIST Gruppe**

**Vom Drinnen
und Draußen.**

**real people
real estate**



Foto a|w|sobott, picture-alliance / Mary Evans Picture Library Cover ©世森 卢/EyeEm - stock.adobe.com

Liebe Leser:innen,

drinnen und draußen sind irgendwie immer auch eine Typfrage.

Bei uns Menschen, aber auch bei Immobilien.

Wir unterteilen unsere Welt in zwei unterschiedliche Lebensräume.

Die Grenzen? Eine Frage der individuellen Interpretation.

Die einen setzen auf eine klare Trennung, die anderen sprechen sich für Transparenz und Durchlässigkeit aus. Ein Spannungsfeld, das wir uns gemeinsam mit Ihnen einmal etwas genauer anschauen möchten.

Malkovich? Malkovich.

In dem Moment, in dem das Leitthema dieser Ausgabe feststand, wusste ich, dass ich dieses Mal einen Filmtipp loswerden muss. Einige werden sich erinnern:

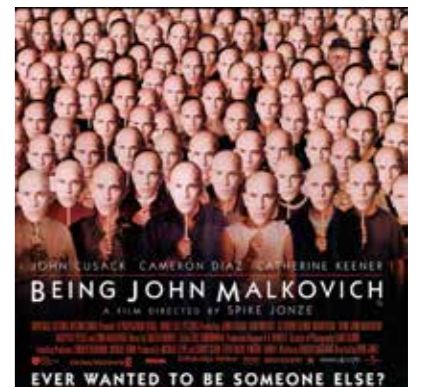
Die ganze Sache spielt nicht im 7. oder 8. Stockwerk eines New Yorker Bürogebäudes, sondern im „siebeneinhalbten“. Dort findet der erfolglose Puppenspieler Craig Schwartz einen Job als Aktensortierer. Als ihm eine Akte hinter einen Schrank fällt, entdeckt er eine kleine Tür, hinter der sich ein Tunnel verbirgt. Der führt nicht etwa ins benachbarte Zimmer, sondern direkt ins Bewusstsein des Schauspielers John Malkovich. 15 Minuten lang fühlt, sieht, riecht und schmeckt Schwartz mit dessen Sinnen, nachdem er den Tunnel betreten hat. Danach fällt er buchstäblich aus heiterem Himmel neben eine Autobahn in New Jersey wieder zurück in seine Realität.

Auch Craigs Frau Lotte und seine Kollegin Maxine rutschen daraufhin durch den geheimen Gang und sind ebenso verwirrt wie begeistert. Das Trio vermarktet in der Folge den Tunnel als Erlebnistrip ins „Fremde Ich“. Bis am Ende John Malkovich persönlich auftaucht und auch einmal rutschen möchte.

Der skurrile Plot gehört zu dem Film „Being John Malkovich“ und ganz zurecht meint Craig in diesem Film: „Da steigen doch tausend philosophische Grundfragen in einem auf!“ So ist es. Der Film macht sich jedoch noch nicht mal die Mühe, auch nur eine einzige zu beantworten. Das muss er auch gar nicht, denn mit seiner surrealen Komik ist er allemal Unterhaltung vom Feinsten.

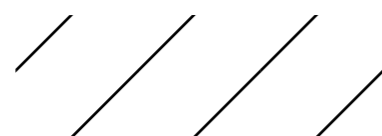
Auch die Geschichten in diesem Heft wechseln ständig die Perspektiven – von drinnen nach draußen. Und wer ist eigentlich drinnen, wer draußen? Ganz wie Sie mögen, wünsche ich Ihnen viel Freude bei Perspektivwechseln, philosophischen Grübeleien oder einfach nur guter Unterhaltung.

Ihr
Gerhard List



- S. 6 Laut gedacht
Kein Fenster ohne Wand.
Draußen ist meistens anders als drinnen.
- S. 10 Im Gespräch
Geheimnisvolle Tiefsee.
Für Kirsten und Joachim Jakobsen geht es regelmäßig 1.000 Meter unter die Meeresoberfläche.
- S. 16 Andere Blickwinkel
Blickdicht statt teuer.
Eine Steuer, die für weniger Fenster sorgte.
- S. 18 Hinter den Kulissen
Zu Besuch in der Kupferwerkhalle.
Ein Projekt zwischen Industriegeschichte und neuen Arbeitswelten.
- S. 26 Gastbeitrag
How to get into Berghain.
Von Türsteher Sven Marquardt.
- S. 30 Andere Blickwinkel
Anweiden im Frühjahr.
Kühe feiern die Rückkehr nach draußen.
- S. 32 Was geht?
Der Kosmos „Zuhause“.
Einige Zahlen zum Leben drinnen und draußen.
- S. 36 Genau hingeschaut
Hightech-Produkt Fenster.
Das Baumaterial kann viel mehr als nur Licht durchlassen.
- S. 40 Im Fokus
Freiwillig eingesperrt.
Escape-Rooms liegen im Trend: einsperren lassen – Rätsel lösen – sich befreien.
- S. 42 Entdeckungsreise
Outdoor extrem.
Mit Bergsteiger Dani Arnold unterwegs im sibirischen Eis.

- S. 48 Was geht?
Einsiedlerkrebse und ihre Immobilien.
Auch Schneckenhäuser sind ein knappes Gut.
- S. 52 Im Fokus
Draußen nur Kännchen.
Es gab eine Zeit, in der bekam man draußen nur Kännchen.
- S. 54 Hinter den Kulissen
Stadtentwicklung in Herne.
Wenn die Grenzen zwischen Gebäude und Park verschmelzen.
- S. 58 Was geht?
Grenzenlos.
Der Übergang zwischen drinnen und draußen kann fließend sein.
- S. 66 Schon gewusst?
Spezielle Musik.
Für Kammermusik braucht es heute keine Kammer mehr.
- S. 68 Entdeckungsreise
Rausfahren, wenn andere reinkommen.
Zieht ein Unwetter auf, sind sie einsatzbereit: die Seenotretter:innen.
- S. 74 Genau hingeschaut
Dämmmaterial aus dem Meer.
Seegras ist für die einen ein stinkendes Übel, für die anderen ein wertvolles Baumaterial.
- S. 78 Nachgefragt
Einblick in den Tiefbau.
Moussa Epp steht uns Rede und Antwort.



Anzeige und Abo

laura.raasch@list-ag.de
T +49 5921 8840-75

Impressum

Herausgeber
LIST AG
Hagenstraße 41
48529 Nordhorn
T +49 5921 8840-0
info@list-ag.de
www.list-ag.de

Sitz der Gesellschaft
Nordhorn
AG Osnabrück HRB 207548
USt.-Id.-Nr. DE160541353

Vorstand
Dipl.-Ing. Gerhard List (Vorsitz)
Dipl.-Kfm. Markus Figenser
Dipl.-Ing. Dirk Rehaag, MBA

Vorsitzender des Aufsichtsrats
Prof. Dr. Manfred Helmus

Redaktion und Layout
Laura Raasch
Inga Rahmsdorf
Thore Vogelsang

Jens Hasekamp (V. i. S. d. P.)
LIST AG
Hagenstraße 41
48529 Nordhorn
T +49 5921 8840-893
jens.hasekamp@list-ag.de

Druck
Druckerei J. F. Niemeyer
GmbH & Co. KG
Hohlweg 6
49179 Ostercappeln



Mies van der Rohe setzte beim Einraumhaus „Farnsworth House“ auf Transparenz.

Ohne Wand kein Fenster.

Ist drinnen anders als draußen? Nicht unbedingt. Mitunter verschwimmen die Grenzen zwischen innen und außen. Schon der Architekt Mies van der Rohe baute einen Glaspalast, in dem die Bauherrin sich aber wie in einem Terrarium fühlte. Andere Architekt:innen zeigen, warum der Unterschied zwischen Fenster und Wand durchaus Sinn macht – und beide ihre Daseinsberechtigung haben. Die wiederum hat das Mikroabenteuer nur, weil draußen anders als drinnen ist. Also schlafen wir doch zu wenig unterm Himmelszelt?

Bleibe ich drinnen oder gehe ich hinaus? Die Frage hat seit Beginn der Corona-Pandemie eine ganz neue Bedeutung erhalten. Drinnen wabern seitdem ständig Aerosole durch die Luft. Unter freiem Himmel droht weniger Ansteckungsgefahr. Aber im Winter und im verregneten Frühling war es draußen auch kalt und nass. Bei jedem Glas Wein im Ski-Overall mit Freunden auf der Parkbank und bei jeder Familienfeier unter dunklen Wolken und mit gefrorenen Füßen wuchs der Wunsch, es sich doch wenigstens zu Hause noch gemütlicher zu machen.

Also Rückzug in die eigenen vier Wände. Ab auf den flauschigen Teppich, Kaminfeuer an und Kakao trinken. Doch Hygge und Cocooning hin oder her, irgendwann fällt einem die Decke auf den Kopf, schmecken die Zimtschnecken ranzig und die kuscheligste Woldecke kratzt. Man sehnt sich nach Weite, Abenteuern und endlich einem kühlen Bier in der Natur – oder mitten im Gewusel. Nach der ganzen großen Welt da draußen. Doch die war monatelang geschlossen. Corona-Ausgangsbeschränkungen, Reisewarnungen: Was bleibt uns da noch?

Nun, man könnte ja wenigstens das Draußen nach drinnen holen. Die Stadt und das eigene Heim nahtlos ineinander übergehen lassen, den Außenbereich in die Wohnung integrieren oder das Wohnzimmer in den Garten ausdehnen. Transpa-

renz ist angesagt. Die Idee gibt es schließlich nicht erst seit Corona. Glasfassaden lassen die Grenze zwischen innen und außen vergessen. Keine Trennung mehr zwischen Öffentlichem und Privatem. Die gläserne Außenhülle sei hell und einladend, jubeln ihre Anhänger:innen. Freier Ausblick, Einblick, Durchblick. Dabei ist den Betrachtenden nie so ganz klar: Bin ich schon draußen oder noch drinnen? ▶

Glasfassaden lassen die Grenze zwischen innen und außen vergessen.



Unter der Prämisse „maximale Funktion mit minimalem Material“ spielen im „Ogimachi“-Haus Fenster keine Rolle.

Das hat allerdings nicht nur Vorteile: Manch ein:e Bewohner:in fühlt sich in so einem Terrarium mitunter auch zu sehr auf dem Präsentierteller. Der Architekt Ludwig Mies van der Rohe entwarf Ende der 1940er Jahre das berühmte Einraumhaus „Farnsworth House“, dessen Außenwände vollständig aus Glas sind. Es gilt bis heute als Meisterwerk der modernen Architektur. Sein Entwurf war ein Bruch mit der traditionellen Hausfassade. Die hatte stets eine klare Abgrenzung zwischen privatem und öffentlichem Raum gezogen. Doch nicht alle waren begeistert. Als der renommierte Architekt nach mehreren Jahren Planung das Haus 1951 fertig gestellt hatte, war die Bauherrin, Dr. Edith Brooks Farnsworth, keineswegs angetan. Das Haus sei durchsichtig wie ein Röntgenbild, kritisierte sie.

Die Idee, transparente Gebäude zu entwerfen, ist schon älter. Bereits 1851 wurde für die Londoner Weltausstellung ein Kristallpalast, der Crystal Palace, nach den Plänen von Joseph Paxton gebaut. Die Wände der riesigen Halle bestanden allesamt aus Fenstern. Und im Jahr 1914 erschien das Buch „Glasarchitektur“, in dem Paul Scheerbart den Traum vom Leben in transparenten Gebäuden beschrieb. „Ohne einen Glaspalast ist das Leben eine Last“, lautete seine Eloge. In seinen damals noch utopischen Vorstellungen sollten alle Wände in eine transparente Hülle verwandelt werden. Wer braucht da noch Fenster?

Das hat sich wohl auch der japanische Architekt Tomoaki Uno gefragt. Allerdings ist sein Entwurf des Hauses „Ogimachi“ ein krasser Gegenentwurf zum Glaspalast: ein hölzernes Wohnhaus ohne Öffnungen in den Wänden, vom Vorder- und Hintereingang einmal abgesehen. Aber nicht alle, die die Glasfassade als Idealbild ablehnen, schaffen damit auch gleich radikal alle Öffnungen ab. Türen und Fenster erfüllen ja durchaus ihren Sinn. Sie trennen und verbinden gleichermaßen. Vermitteln zwischen drinnen und draußen, zwischen privat und öffentlich. „Warum sollen wir in Gebäude gehen, die uns beim Betreten sagen: ‚Du bist wieder draußen‘?“, fragen die Architekten Lederer, Ragnarsdóttir und Oei (LRO) aus Stuttgart und setzen auf gemauerte Außenwände. Räume sollen als körperliche Hülle erfahrbar werden, denn: „Drinnen ist anders als draußen!“

Foto Ben Hosking

Dem würden wohl auch Mikroabenteurer:innen leidenschaftlich zustimmen. Ent-

scheidend für sie ist allerdings nicht die Holz-, Glas- oder Steinfassade, sondern dass man das Haus verlassen muss, um etwas zu erleben. Ab in die Natur, Wälder und Berge. Und wenn gerade keine Wildnis vor der Haustür liegt, reicht auch der Park nebenan oder die Stadt um einen herum. Mikroabenteuer, so beteuern ihre Fans, sind vor allem eine Frage der Einstellung. Hauptsache Routine durchbrechen, nicht alles durchplanen und ganz wichtig: raus aus der Komfortzone und ab nach draußen.

Verbringen wir nicht sowieso viel zu viel Lebenszeit in Innenräumen? Mit schlechter Raumluft und fehlendem Sonnenlicht. Egal ob beim Blick durch die Glasfassade oder durch das geöffnete Fenster in der Backsteinmauer: Das pralle Leben da draußen lockt immerzu. Picknick auf der Wiese, arbeiten an der frischen Luft, ach was, warum nicht gleich schlafen unterm Himmelszelt. Nur, wenn es dann um einen herum kriecht und krecht, wenn die Feuchtigkeit des Waldbodens durch den Schlafsack dringt und sich die Steine in die Schulter bohren, sehnt man sich doch wieder nach den warmen Zimtschnecken und der kuscheligen Wolldecke. Aber die lassen sich ja auch in der Outdoor-Küche des Gartens genießen. Gemütlich und wild zugleich. Denn: Draußen ist anders als drinnen. Zumindest meistens. •

„Warum sollen wir in Gebäude gehen, die uns beim Betreten sagen: ‚Du bist wieder draußen‘?“

Architekten Lederer, Ragnarsdóttir und Oei.

Das etwas andere „Draußen“ – im Reich der ewigen Finsternis.

Die Tiefseeforschenden **Kirsten und Joachim
Jakobsen** tauchten mit ihrem zweiten U-Boot
„Lula 1000“ 2013 erstmals in die Tiefsee ab.



Fotos Fundação Reebkoff-Niggeler (FRN)



Die Biodiversität in der Tiefsee ist enorm.



Der „Caulophryne jordani“, ein Tiefsee-Anglerfisch aus der Familie der Fächerflosser.

Es ist dunkel, kalt und es herrscht ein enormer Druck. Die Tiefsee ist der größte Lebensraum der Erde, über den aber nur wenig bekannt ist. Um das zu ändern, tauchen die beiden Tiefseeforschenden **Kirsten und Joachim Jakobsen**, die auf der Insel Madeira leben, regelmäßig bis zu 1.000 Meter tief unter die Meeresoberfläche – geschützt durch ihr selbst entworfenes U-Boot. Wir haben mit ihnen über die Gefahren und die Faszination gesprochen.

Frau und Herr Jakobsen, wann waren Sie das letzte Mal in der Tiefsee?

Kirsten Jakobsen: „Oh, das ist jetzt schon einige Zeit her.“

Joachim Jakobsen: „Ja, drei Wochen. Eigentlich wollten wir morgen tauchen. Aber dann rief das Gesundheitsamt an, dass ich morgen geimpft werden kann. Und da möchte ich doch das nächste Mal geimpft in die Tiefsee fahren. Übermorgen fahren wir wieder.“

Sie tauchen mit Ihrem U-Boot bis zu 1.000 Meter unter die Meeresoberfläche. Um Sie herum herrscht absolute Finsternis, auf dem U-Boot lasten tonnenschwere Wassermassen. Sind Sie sich bei jedem Tauchgang der Gefahren dieser menschenfeindlichen Umgebung bewusst oder blendet man das aus?

J. J.: „Wir finden es gefährlicher, auf einer bundesdeutschen Autobahn mit dem Auto unterwegs zu sein. Dort ist die Unfallrate höher. Und wenn man im Auto fährt, hört man doch auch Musik und denkt an etwas Schönes und nicht an Unfälle.“

K. J.: „Wir begeben uns natürlich in eine lebensfeindliche Umgebung, aber mit einer Maschine, die speziell dafür gebaut wurde und die extrem strengen technischen Auflagen unterliegt und jährlichen Inspektionen des Germanischen Lloyds unterzogen wird. Deswegen fühlen wir uns nicht unsicher.“

Wenn Sie tiefer als 1.000 Meter tauchen, würde es implodieren?

K. J.: „Das U-Boot wurde auf einen Druck, wie er in 1.250 Metern Meerestiefe herrscht, getestet. Die Tiefe, bei der es implodieren würde, liegt bei 1.750 Metern.“

Gab es trotzdem mal eine Situation, in der etwas nicht so funktionierte, wie es sollte, und Sie Zweifel hatten, ob Sie wieder auftauchen würden?

J. J.: „Nein, das läuft alles reibungslos. Das U-Boot selbst kann ja auch komplett ohne elektrische Energie wieder auftauchen. Rein durch Druckluft, die wir in Tanks mitführen. Dafür sind zwei Kreisläufe vorgesehen. Und wenn beide nicht funktionieren würden, hätten wir auch Gewichte, die wir abwerfen können. Das funktioniert rein manuell und mit hydraulischer Kraft. Man müsste ein paar Mal pumpen, dann würde das Gewicht runterfallen und wir würden wieder aufsteigen. Es ist ziemlich ausgeschlossen, dass da etwas passieren könnte.“

K. J.: „Außerdem gibt es eine automatische Schaltung, die Totmannschaltung heißt. Alle 18 Minuten geht ein Alarm los, den man quittieren muss. Wenn man ihn nicht quittiert, wird automatisch Luft in die Ballasttanks geladen und dann geht das Boot automatisch hoch. Es gibt alle möglichen Sicherheitsregeln, nach denen das Boot gebaut wurde, die aktiviert werden.“

Wie lange sind Sie bei einem Tauchgang vom Ein- bis zum Auftauchen unterwegs?

K. J.: „Fünf Stunden. Das ist dann auch eine hochkonzentrierte Zeit. Wir müssen die ganze Zeit sehr aufmerksam sein und versuchen, alles zu dokumentieren. Wenn man zum Beispiel einem kleinen Fisch nachstellt, ist man die ganze Zeit hochkonzentriert. Ich bin danach immer ausgelaugt.“

J. J.: „Ja, ich auch.“

Können Sie sich noch an den ersten Tiefseetauchgang mit Ihrem U-Boot „Lula 1000“ erinnern?

J. J.: „Das war 2013. Da sind wir tatsächlich beim ersten Tauchgang durch die Tintenwolke eines Riesenkalmars getaucht. Das Tier selbst haben wir nicht gesehen. Damals haben wir gedacht, oh, wenn wir beim ersten Mal in fast 1.000 Metern Tiefe die Tintenwolke sehen, dann schwimmen die Riesenkalmare hier überall herum. Denen werden wir jetzt immer begegnen. Aber danach sind wir ihm nie wieder begegnet.“

Ist es frustrierend, dass Sie den Riesenkalmar immer noch nicht gefunden haben, oder ist es vor allem die Weltöffentlichkeit, die Interesse daran hat?

J. J.: „Das ist die Weltöffentlichkeit mit den Sensationsgelüsten: Je größer und je gefährlicher, desto interessanter. Aber oft sind die kleinen Tiere viel interessanter.“

K. J.: „Wir hatten ganz andere wunderbare Begegnungen. Wir haben zum ersten Mal einen Fächerflossenseeteufel gefilmt, der war noch nie zuvor lebend dokumentiert worden. Mit einem kleinen Zwergmännchen dran. Das war eine Aufnahme, die unheimlich viele Leute gesehen haben. So etwas ist mindestens genauso spannend, wie den Riesenkalmar zu finden.“

Sie haben schon viele Geheimnisse gelüftet, von denen die Menschheit nicht einmal wusste, dass es sie gibt.

K. J.: „Es ist ja nicht der Riesenkalmar, der uns antreibt. Sondern eigentlich alles, was neu ist: ein besonderes Verhalten oder ▶

ein Tier, das noch nie lebend dokumentiert wurde und das ganz anders aussieht, als man gedacht hat. In der Tiefsee sind ganz viele Arten nicht bekannt, noch nicht lebend oder noch gar nicht dokumentiert. Die sehen ganz anders aus, wenn sie da herumswimmen, als wenn sie mit einem Forschernetz völlig zermatscht an die Oberfläche kommen. Man bekommt auch ein ganz anderes Verständnis für das Leben in der Tiefsee, wenn man das vor Ort dokumentiert. Das ist unheimlich faszinierend.“

Wieso sind Sie Tiefseeforschende geworden?

J. J.: „Ich bin mit Unterwassertechnik aufgewachsen. Schon meine Eltern haben in den 1950er Jahren Unterwasserfilme gemacht. Ohne U-Boot, aber tauchend. Meine Mutter war die erste mit Tauchgerät tauchende Frau in Deutschland. Die Faszination hat bei mir ganz früh angefangen. Ich wollte schon als Kind ein U-Boot haben.“

Sehen Sie die Folgen der Umweltzerstörung dort unten im Meer, den Plastikmüll?

K. J.: „Ja, bei jedem Tauchgang sieht man Müll. Sogar in 1.000 Metern Tiefe, wo noch nie jemand war und auch weniger gefischt wird als in geringerer Tiefe.“

Welche Ihrer Entdeckungen war für Sie persönlich die beeindruckendste?

K. J.: „Dieser Fächerflossenseeteufel mit dem Zwergmännchen dran. Das war das tollste Tier, das wir dokumentiert haben. Diese Anpassung an die Tiefsee zu sehen, das fand ich toll. Die beiden Fische bleiben das ganze Leben zusammen. Da verwächst der Blutkreislauf. Beeindruckend war auch, dass wir ein Wrack aus dem Zweiten Weltkrieg gesucht und gefunden haben. Das war auch sehr bewegend.“

J. J.: „Und es gab viele andere Tiere, die wir als Erste gesehen haben, entdeckt haben. Wir haben für BBC auch einen Film gedreht, wie ein Schwarm von Haien einen toten Pottwal zerlegt. Große Haie, Sechskiernerhaie, die werden sechs Meter lang. Das war beeindruckend. Die haben das U-Boot heringeschubst.“

Sie haben das Wrack aus dem Zweiten Weltkrieg ja nicht zufällig gefunden, sondern ganz systematisch jahrelang danach gesucht.

K. J.: „Ja. Wir haben das Gebiet immer weiter eingegrenzt und immer weiter abgefahren. Es war hinterher aber auch sehr viel Glück dabei. Das Suchgebiet war am Anfang 130 Quadratkilometer groß. Letzten Endes war es wirklich Zufall, dass wir es gefunden haben. Es war in einem sehr gebirgigen Gelände, wo man nicht mit einem Sonar arbeiten kann, das Schallimpulse sendet. So ein Sonar schleppt man ja normalerweise mit relativ geringem Abstand über den Meeresboden. In unebenen Geländen ist das nicht möglich. Da konnten wir wirklich nur noch auf Sicht fahren.“

J. J.: „Und dann sind wir einem roten Fisch gefolgt, den wir unbedingt filmen wollten, und der ging immer tiefer. Und da haben wir es plötzlich gesehen. Dagegen ist die Nadel im Heuhaufen eine einfache Suche. Das war ein gigantischer Heuhaufen.“

Gibt es auch Tauchgänge, bei denen Sie keine Tiere sehen?

J. J.: „Selten. Sehr selten. Eigentlich sieht man immer etwas, was man noch nicht gesehen hat. Bei manchen Tauchgängen sehen wir sehr viel, bei anderen weniger. Aber es ist selten, dass man gar nichts sieht.“

Sind Sie geduldig – oder was sind wichtige Eigenschaften von Tiefseetaucher:innen?

J. J.: „Nein, geduldig sind wir überhaupt nicht.“

K. J.: „Total ungeduldig. Man muss Durchhaltevermögen haben, das schon. Einen langen Atem.“

J. J.: „Ja, ein über alles erhabenes Durchhaltevermögen. Sonst sollte man damit nicht anfangen.“ •



Die Jakobsens entdeckten nach 75 Jahren das vor den Azoren auf Grund liegende U-Boot U 581, ein Wrack aus dem Zweiten Weltkrieg.

Über die Jakobsens.

Das deutsche Ehepaar Kirsten und Joachim Jakobsen lebt und arbeitet nach vielen Jahren auf den Azoren mittlerweile auf der Insel Madeira. 1994 gründeten sie auf der Azoreninsel Faial die gemeinnützige Stiftung Rebikoff-Niggeler (www.rebikoff.org). Ihr U-Boot, die „Lula 1000“, haben sie selbst entworfen und in Deutschland bauen lassen. 7,5 Meter lang, wird es von fünf Elektromotoren angetrieben und ist für drei Personen und eine Tauchtiefe von 1.000 Metern zugelassen. Weltweit gibt es nur sehr wenige bemannte Forschungstauchboote, die 1.000 Meter oder tiefer tauchen. Die beiden Forschenden sitzen hinter einer Sichtkuppel aus Plexiglas mit einem Durchmesser von 1,4 Metern und filmen mit ihren Kameras in allerbesten Bildqualität Tiefseeorganismen, die vor und neben ihnen auftauchen. Außerdem führen sie wissenschaftliche Projekte mit Forschungspartner:innen, zum Beispiel Universitäten, durch. Ausgeleuchtet wird die ansonsten finstere Tiefsee mit Scheinwerfern.



Es ist nicht nur der Riesenkalmar, der die Tiefseeforschenden antreibt. Sondern alles, was neu ist: ein besonderes Verhalten oder ein Tier, das noch nie lebend dokumentiert wurde und ganz anders aussieht, als man gedacht hat.

Blickdicht statt teuer – als Fenster und Türen versteuert wurden.

In Frankreich wurde 1798 für gut 100 Jahre eine ganz spezielle Steuer eingeführt, die für mehr Geld in der Staatskasse sorgen sollte: die Tür- und Fenstersteuer. Die Idee dahinter war simpel. Um den steuerpflichtigen Wert eines Hauses zu ermitteln, wurden von nun an alle „Türen und Fenster, welche nach den Straßen, Höfen und Gärten der Gebäude und Fabriken hinausgehen“, gezählt. Eine klare Berechnungsgrundlage, die auch von außen leicht zu ermitteln und nachzuvollziehen war – so dachte man. Und doch gab es für windige Sparfüchs:innen eine ganz einfache Möglichkeit, Steuern zu sparen.

Den Unannehmlichkeiten zum Trotz wurden einfach immer weniger Fenster und Türen verbaut. Teilweise wurden bestehende Fenster sogar zugemauert. Damit machte die französische Bevölkerung dem Staat einen Strich durch die Rechnung. Eine Reaktion, die so nicht erwartet worden war, aber nach wie vor zu spüren ist. Streift man zwischen lavendelgesäumten Häusern im ländlichen Frankreich umher, trifft man noch heute auf viele blickdichte Wände. Und jetzt wissen wir: Mit Architektur hat das nichts zu tun. •

Foto © f10wer - stock.adobe.com

Die Fenster- und Türsteuer gab es nicht nur in Frankreich, sondern in anderen Formen zum Beispiel auch in England und den Niederlanden.



Räume sind das, was man aus ihnen macht – zu Besuch in der alten Kupferwerkhalle in Köln.

Unsere Bestandsbau-Spezialist:innen von LIST BiB Bielefeld revitalisieren einen Teil der alten Kupferwerkhalle im Carlswerk in Köln. Während im Inneren der Industriearchitektur eine völlig neue und moderne Unternehmensimmobilie entsteht, steht draußen auf dem Werksgelände teilweise noch die Zeit still. Eine Kombi, die wir uns einmal etwas genauer angeschaut haben.

So in etwa wird die neue Unternehmensimmobilie in der Kupferwerkhalle nach den Sanierungsarbeiten von LIST BiB Bielefeld aussehen.



Es ist, wie es die Kolleg:innen vorher gesagt haben – in dem Moment, in dem wir das Tor zum Carlswerk-Gelände in Köln passieren, tauchen wir in eine andere Zeit ein. Von jetzt auf gleich befinden wir uns mitten in einem Industrieareal aus dem letzten Jahrhundert. Bunt zusammengewürfelte Backsteinfassaden, großflächige Stahl- und Trapezblechkonstruktionen, veraltete Sprossenfenster und Tore, oberirdische Versorgungsleitungen und ein Asphalt-Flickenteppich, der immer mal wieder von Schienen durchkreuzt wird. Hier hat einst die Seilerei Felten & Guillaume mit bis zu 24.000 Mitarbeiter:innen Drähte und Stahlseile produziert – das glaubt man sofort.

Neue Nutzung, neue Qualität.

Wir wissen natürlich, dass die Nutzung längst eine andere ist. Denn das Carlswerk ist nur noch rein äußerlich, was es einmal war. Im Inneren der Gebäude hat sich bereits sehr viel getan. Ende 2007 hat die BEOS AG das circa 126.000 Quadratmeter große Areal mit rund 20 Gebäuden aus über 100 Jahren Bauzeit übernommen. Seitdem werden die Immobilien nach und nach zu hochwertigen Bürolofts und flexiblen Hallen- und Lagerflächen für Gewerbe, Dienstleistung, Produktion und Freizeitaktivitäten umgebaut – Moderne und Innovation auf der einen Seite, Industriecharme und Geschichtsträchtigkeit auf der anderen Seite. Davon angezogen haben sich vom Schauspiel Köln über Tesla bis hin zu Lukas Podolski verschiedenste Nutzer:innen dort niedergelassen. Entstanden ist bereits jetzt ein attraktives Stadtquartier, das aufgrund der Corona-Situation leider nicht so belebt ist, wie noch vor eineinhalb Jahren. Da steppte auch im Außenbereich der Bär. Aber auch jetzt zeigt sich hier draußen bei genauerem Hinschauen, dass sich hier ebenfalls sehr wohl schon etwas getan hat. Wir fahren weiter auf dem Areal zur alten Kupferwerkhalle, die unsere Kolleg:innen von LIST BiB Bielefeld im Laufe des nächsten Jahres revitalisieren. Unser Blick erhascht ein Urban-Gardening-Projekt des Kölner Schauspiels, verschiedene Außen-gastronomieflächen und andere Sitzgelegenheiten, eine REWE-Abholstation oder auch einen Bücherschrank. Eine Umgebung, in der es sich gut arbeiten lässt.

Und dann stehen wir vor dem großen Tor der alten Kupferwerkhalle, in der 1904 das erste transatlantische Telefonkabel gefertigt wurde. LIST BiB Bielefeld ist mit der Revitalisierung der gut 8.000 Quadratmeter großen Fläche beauftragt. In gut einem Jahr Bauzeit werden die Kolleg:innen die Industriehalle in eine moderne Bürowelt verwandeln – mit einem neuen Zwischengeschoss, einer großen Veranstaltungsfläche inklusive großzügiger Tribünen- und Treppen, moderner Gebäudetechnik und viel Industrieschick. Die Visualisierungen sehen toll aus. Wenn wir aber jetzt hier in der nackten Halle stehen, braucht es plötzlich wieder sehr viel Vorstellungskraft. Die Kolleg:innen von LIST BiB Bielefeld beweisen immer wieder, dass Räume auch ganz anderen Nutzungen zugeführt werden können. Denn Räume sind immer das, was man aus ihnen macht. Ein Prozess, der hier in Köln gerade erst startet.



Fotos LIST Gruppe

Das Carlswerk in Köln hat seinen ganz eigenen Charme – eine spannende Mischung aus alt und neu sowie aus Geschichte und Innovation.

Deshalb sind wir mit dem Projektingenieur Hans-Jürgen Haake und dem Baustellenleiter Hendrik Dittmer verabredet. Unser Plan: Wir wollen verstehen, was hier im nächsten Jahr alles passieren wird. Denn der Bestandsbau schreibt seine eigenen Geschichten.

Die Mauer vor der Mauer.

„Wie ihr seht, haben wir es hier nicht mit einer freistehenden Halle, sondern einem Teil eines größeren Gebäudekomplexes zu tun. Rechts befindet sich ein Tesla-Center, links ist die Post untergebracht und hinter und in Teilen sogar über uns arbeitet bereits unser zukünftiger Nutzer, der sich vergrößern will“, erklärt Hans-Jürgen. „Die laufenden Betriebe sollen durch unsere Arbeiten natürlich nicht gestört werden, trotzdem müssen wir große Teile der Außenwände erneuern. Denn diese entsprechen nicht den gültigen Anforderungen an eine Brandschutzwand. Also haben wir uns dafür entschieden, jeweils komplett neue Brandschutzwände neben den bestehenden provisorischen Rigipswänden hochzuziehen. Deshalb die Mauer vor der Mauer.“ Wir gehen in das Gebäude und laufen direkt auf eine Rampe zu, die in den Keller führt. „Der Keller wird zukünftig als Tiefgarage genutzt. Damit man eine direkte Zufahrt von außen hat, werden wir hier die Wände so verlegen, dass das Tor, durch das wir gerade gekommen sind, wegfällt. Hier wird es dann nur noch einen kleinen Hinterausgang geben. Der Hauptzugang erfolgt dann sowohl im Erdgeschoss wie auch im neuen Obergeschoss direkt über die bereits bestehenden Flächen des Nutzers“, fährt Hendrik weiter fort. „Und direkt neben diesen Durchbrüchen trennen wir noch eine kleine Fläche ab, in der ein REWE To Go eröffnet wird.“

Wir bleiben erst einmal hier im Erdgeschoss und gehen ein paar Schritte. Der Blick nach oben gibt korrodierte Stahlträger, großzügige, aber beschädigte Lichtbänder und in die Jahre gekommene Trapezbleche frei. Ich frage, ob das so bleibt. „Die Stahlkonstruktion bleibt erhalten, wird aber natürlich trockenreistraht, gereinigt und dabei bewusst nicht gestrichen. Das Dach und die Lichtbänder müssen wir aber tatsächlich komplett erneuern. Die Dämmung reicht vorne und hinten nicht und es würde zur Decke herausgeheizt werden“, begründet Hendrik die Maßnahmen. „Dabei arbeiten wir von hinten nach vorne und tauschen die Deckenelemente abschnittsweise direkt aus.“

Weil der Innenausbau in den fertiggestellten Abschnitten dann direkt hinterherarbeiten kann und wir nur so den engen Zeitplan halten können.“

Wo Fertigteile an ihre Grenzen stoßen.

Im hinteren Hallenabschnitt entdeckte ich beim Weitergehen zwei Stützen, die in etwa der Hälfte der Raumhöhe entsprechen. Das ausführende Rohbau-Unternehmen hat gerade damit angefangen, das Zwischengeschoss einzubauen. „Die Schwierigkeit hierbei war vor allem die Statik. Wir müssen die Lasten der neuen Stahlbetondecke in die alte Gründung unter dem Keller ableiten“, erläutert Hans-Jürgen den technischen Hintergrund. „Das gelingt uns, indem wir im Erdgeschoss das Stützenraster aus dem Keller übernehmen. Jetzt wachsen hier nach und nach die Stützen in die Höhe, dann folgt die Decke und anschließend können wir die neuen Besprechungsräume im Erdgeschoss und die Büroräume im neuen, ersten Obergeschoss erstellen.“

Was bei dem Zwischengeschoss mit einer geschickten Planung gelöst werden konnte, bereitete dem Projektteam bei der Haupttreppe deutlich mehr Kopfzerbrechen. Entstehen soll eine Art Tribünentreppe, die sich aus normalen Treppenstufen zum Hochgehen und Sitzblöcken mit 60 Zentimetern Höhe und 90 Zentimetern Tiefe zusammensetzt. Dieses beeindruckende Highlight sollte aus Fertigteilen und somit möglichst schnell erstellt werden. Das Problem dabei ist ebenfalls die nicht ausreichende Tragfähigkeit der Kellerdecke. „Die vorgesehenen Fertigteile hätten im Schnitt rund neun Tonnen gewogen. Die bewegt man nicht mal eben mit einem Manitou. Größeres Hebelwerkzeug hätte die Kellerdecke allerdings nicht getragen. Und das Dach ist ja immer nur für kurze Zeit abschnittsweise geöffnet, da kommen wir also auch nicht mit einem Kran durch“, führt Hans-Jürgen weiter aus. „Wir haben das Hin und Her gerechnet. Aber keine Chance. Wir haben uns jetzt für die Ort-beton-Variante entschieden. Das kostet zwar Zeit, aber die bekommen wir schon irgendwie wieder reingeholt.“

Was effizient ist, kann gefördert werden.

Und wie bekommt man das Ganze hier geheizt? Der Veranstaltungsbereich in der Mitte hat schließlich eine enorme Raumhöhe und auch der Bürobereich ist eine zu-



Während an dem einen Kellerende noch die letzten Abbrucharbeiten stattfinden, wird auf der anderen Seite ein Fahrstuhlschacht vorbereitet.

sammenhängende, große Fläche. „Da die Gebäudetechnik komplett neu aufgebaut werden muss, müssen wir keinen Kompromiss eingehen, sondern können die effizienteste Lösung verbauen. Und das sind Kühl- und Heizsegel, die sich komplett entlang der Dach-Trapezbleche verteilen“, geht Hendrik auf die Lösung ein. „Und damit die Wärme dann auch nicht verloren geht, versehen wir neben dem Dach auch die Kellerdecke mit einer neuen Dämmung.“ Das wollen wir uns natürlich auch noch ansehen. Wir nehmen die Rampe und es wird immer lauter. Während an dem einen Kellerende noch die letzten Abbrucharbeiten stattfinden, wird auf der anderen Seite ein Fahrstuhlschacht vorbereitet. Und über uns blicken wir auf nackten Beton. „Wir bauen den Keller zu einer Tiefgarage um. Da klingt eine Deckendämmung erst einmal überflüssig. Hier unten wird aber natürlich nicht geheizt und die Kälte würde durch eine nicht gedämmte Decke in die beheizten Büroräume hochziehen. Das wollen wir natürlich verhindern“, so Hans-Jürgen. „Außerdem gibt es noch ein weiteres entscheidendes Argument: Mit der Dämmung erreichen wir den Effizienzhaus- 100-Standard. Es ergeben sich also ganz neue Fördermittel-Möglichkeiten, die die Höhe der zusätzlichen Kosten bei Weitem überschreiten könnten. Aber das ist ein Thema, zu dem unsere Vertriebskolleg:innen unseren Auftraggeber beraten haben.“

Damit ist unser Rundgang beendet. Und nur eine Stunde nachdem wir die alte Kupferwerkhalle betreten haben, können wir uns plötzlich ganz gut vorstellen, dass hier bald echtes Büroflair herrscht. Da draußen auf dem Gelände wird die Geschichte des ehemaligen Werksgeländes die Wahrnehmung weiterhin dominieren. Hier drinnen aber dreht sich ab dem nächsten Jahr alles um die Zukunft. ▶

Ein Projekt, viele Mitgestalter.

Wenn Räume doch das sind, was man aus ihnen macht – warum sind die Pläne für die Kupferwerkhalle dann, wie sie sind? Wir haben weitere Projektbeteiligte gefragt.

Der Entstehungsprozess läuft noch immer.

„Wir haben das gesamte Areal Ende 2007 übernommen. Da war die Idee, bei einer reinen Industrienutzung zu bleiben. Dann wurden wir aber von ersten potenziellen Büro- und Kulturnutzer:innen angesprochen und Köln-Mülheim als Stadtteil hat an Attraktivität gewonnen. Der Quartiersgedanke, der Ansatz einer bunten Nutzungsmischung und der Wunsch nach Raum für Begegnungen sind damit erst gewachsen. Das konnten wir uns erlauben, weil wir bei Übernahme des Areals noch den Hauptmieter mit übernommen haben. Dieser wollte sich nach und nach zurückziehen und so konnten wir uns ebenfalls nach und nach an die Entwicklung der einzelnen Bestandsimmobilien machen.“

Die Revitalisierung der Kupferwerkhalle war ebenfalls kein gradliniger Prozess. 2016 stand die Halle das erste Mal auf der Agenda. Der erste Plan war die spekulative Entwicklung von loftartigen Büroflächen für verschiedene Nutzer:innen und Coworking. Aber dann kam Tesla auf uns zu und suchte eine repräsentative Fläche mit Showroom. In etwa die Hälfte der Kupferwerkhalle entfiel damit schlussendlich auf diese Nutzung. Also blieb uns nur noch die andere Hälfte und eine damit schwerer zu vermarktende Fläche. Wir haben uns von einer spekulativen Entwicklung verabschiedet und sind auf die Suche nach Mieter:innen gegangen. Relativ schnell hatten wir einen Fisch an der Angel. Einer unserer Bestandsmieter hatte 2014 mit 60 Mitarbeiter:innen die ersten 1.000 Quadratmeter auf unserem Areal bezogen und ist seitdem enorm gewachsen. Passend zu unseren Plänen mussten neue Büroflächen her. Das konnten wir natürlich ideal zusammenbringen.

Gemeinsam mit dem Bestandsmieter haben wir dann die Pläne für die alte Kupferwerkhalle entwickelt. Damit wir ausreichend Platz zur Verfügung stellen können, war die Idee des neuen Zwischengeschosses schnell geboren. Die Büroarbeitsplätze sind dabei ins erste Obergeschoss gewandert, damit wir durch die Lichtbänder im Dach eine Sichtbeziehung nach außen schaffen können. Darunter ist Platz für eine Vielzahl von Besprechungsräumen, die dringend benötigt werden. Der Veranstaltungsraum in der Mitte des Gebäudes wird natürlich das Highlight. Hier finden bis zu 600 Leute Platz. Ein toller Rahmen, der für Events genutzt werden kann. Und wir profitieren wiederum von dem Traffic auf dem Gelände. Und dass wir auch für die Kellerfläche mit der Tiefgaragennutzung noch eine Verwendung gefunden haben, freut uns als Entwickler natürlich. Zugegebenermaßen sind 40 Quadratmeter im Schnitt pro Stellplatz viel, aber mehr Plätze konnten wir bei dem gegebenen Stützenraster nicht rausholen. Und wer fährt nicht gerne in eine Tiefgarage mit viel Platz.“



Jochen Butz,
verantwortlicher Projektmanager für das Carlswerk bei der BEOS AG

Fördermittel machen mehr Nachhaltigkeit möglich.

„Bestandsimmobilien sind häufig Energieschleudern. Deshalb hat der Bund natürlich ein großes Interesse daran, dass Revitalisierung stattfindet – vor allem in energetischer Hinsicht. Als Anreiz werden deshalb sehr attraktive Fördermöglichkeiten angeboten, die zum 1. Juli sogar noch einmal deutlich erhöht werden. Bei unseren Angeboten haben wir das natürlich immer im Hinterkopf. Wir prüfen jeweils, wie die BEG-Förderungen am effizientesten genutzt werden können. Oft ist das Ergebnis dann, dass wir die Gebäudetechnik und/oder die Dämmung noch leicht anpassen würden, der wirtschaftliche Mehraufwand aber deutlich unter dem Zuschuss liegt. Deshalb geben wir zwei Angebote ab. Das, was gewünscht wird. Und das, was wir für die beste Gesamtlösung halten.“

Das war auch hier in Köln der Fall. Die Planungen für die Kupferwerkhalle waren nicht weit von dem Standard für ein Effizienzhaus 100 entfernt. Also haben wir geschaut, was noch möglich ist. Bei der Gebäudetechnik war der Spielraum schon ausgenutzt. Erneuerbare Energien kommen hier im Bestand leider nicht infrage. Aber bei der Dämmung haben wir noch Potenzial gesehen. Die Kellerdecke sollte nur in Teilen, also nicht vollständig gedämmt werden. Deshalb haben wir eine neue Hochrechnung durchgeführt, in der eine komplette Unterdeckendämmung im Keller vorgesehen ist. Und damit erreichten wir dann auch den Standard für das Effizienzhaus 100. Das haben wir der BEOS AG natürlich vorgeschlagen. Somit konnten wir eine Variante ins Rennen bringen, in der die Betriebs- und Heizkosten reduziert sind und außerdem die Bausumme unter Berücksichtigung der Fördermittel und des Mehraufwandes um rund sieben Prozent reduziert ist.“ •



Michel John,
Vertriebsingenieur und Prokurist bei LIST BiB Bielefeld



LIST BiB Bielefeld erstellt ein neues Zwischengeschoss aus Sichtbeton, das Platz für offen gestaltete Büroflächen bieten soll.

Gastautor
Türsteher und Fotograf
Sven Marquardt

HOW

TO GET INTO
BERGHAIN.

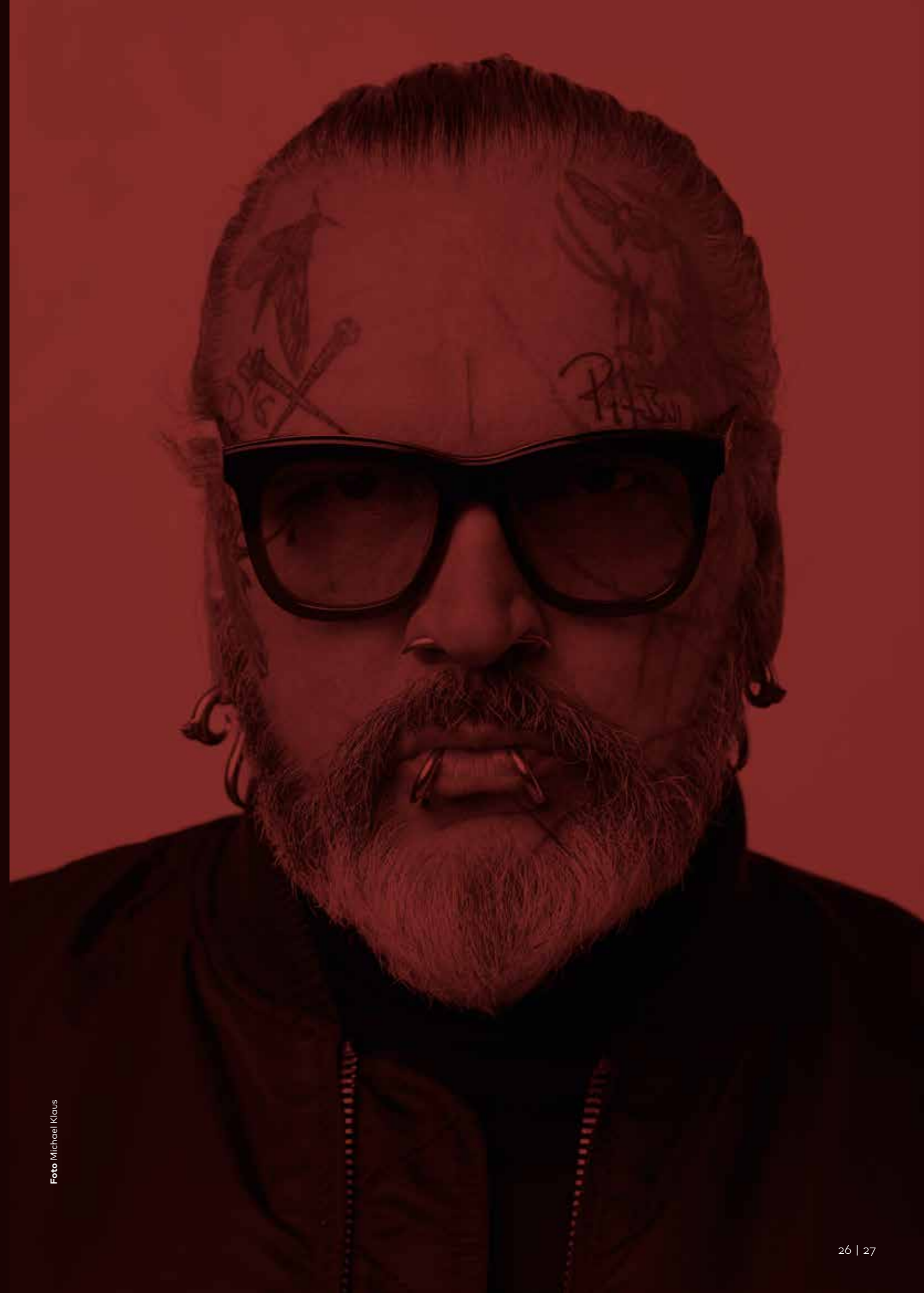


Foto Michael Klaus

Eisenmann, Echsenmann, Tattoo-Fresse, Villa Kunstbums. Über mich und das Berghain ist viel geschrieben worden. Damit lebe ich, mal besser, mal schlechter. Ein italienischer Journalist sinnierte in einem Artikel, ob ich überhaupt aus Fleisch und Blut bin, ein englischer Kollege beschrieb mich als Grimm-Gesicht, das die Berliner Nacht „kuratiert“. Überhaupt mögen Journalisten die Frage „Würde ich denn reinkommen, Herr Marquardt?“ besonders gern.

Es gibt Internetforen, in denen darüber diskutiert wird, wie man erfolgreich an mir vorbeikommt. Ob es gut ist, mir nicht in die Augen zu schauen, wenn man vor mir steht. Oder Schwarz zu tragen, weil ich das selbst oft tue. Oder selbst als Hetero auch auf schwul zu machen, damit ich mein Okay gebe. In der Tat haben es einige auf diese Art probiert, sich sogar händchenhaltend vor mir gezeigt, sich aber blitzartig wieder losgelassen, wenn ich sie ablehnte. Für mich ist es in Ordnung, wenn Menschen in die Trickkiste greifen, um bei uns Einlass zu finden. Mittlerweile gibt es sogar eine App: „How to get into Berghain“. Ich habe noch nie draufgeschaut.

Ich frage mich aber generell, wo das Problem liegt. An allen Clubtüren, an denen Einlasser operieren, geht es um die Frage: Rein oder nicht rein? So ist nun mal das Prinzip. Aber warum regt man sich bei uns so über das „nicht rein“ auf, warum bringt es eine ganze Szene in Wallung? Warum fällt eine Theologin und Pfarrerin wie Margot Käßmann, die mit mir in einer Talkshow sitzt, deshalb vom Glauben ab? „Was, Sie schicken Menschen weg?“ Ja, tun wir. Wir sind nicht Mutter Theresa.

Obwohl sich etliche Artikel auf mich als den einzigen und furchteinflößendsten Türsteher einschließen, ist es schon lange keine One-Man-Show mehr. Ich arbeite dort mit Kollegen, mit denen ich mich abstimme, auch wenn ich das letzte Wort habe. Erarbeitet habe ich mir, dass ich es nicht immer selbst ausrichten muss. Dass ich zwei junge Kollegen habe, denen ich meine Entscheidung mitteile und die sie dann überbringen. Auch das wird mir im Berghain-Forum als Arroganz ausgelegt: „Jetzt spricht er sein Urteil noch nicht mal mehr selber aus!“ Dabei will ich vielleicht nur meine Stimme schonen, die nachfolgende Generation einarbeiten oder bin selbst nicht in der Stimmung, Absagen zu

verteilen. Denn auch wenn viele es nicht glauben: All die Emotionen der Nacht gehen mir nicht am Arsch vorbei.

Dass wir nicht immer freundlich wirken, liegt zum einen daran, dass wir es sicher nicht immer sind, zum anderen, dass viele Gäste schon mit der Wahrnehmung zu uns kommen, dass wir arrogant und herablassend sind. Sie haben davon gehört, sie haben darüber gelesen, ein Freund hat ihnen davon erzählt. Es gibt sogar Stimmen, die behaupten, wir würden uns daran aufheulen, Leute wegzuschicken. „Rassistisch, sexistisch und fremdenfeindlich“ sollen wir sein.

Es ist schwer, solche Anfeindungen zu widerlegen, ohne dass es so wirkt, als würde man sich rechtfertigen wollen. Es gibt genauso viele positive Stimmen. Dass auch genug Betrunkene und Aggressive anstehen, die uns beschimpfen und auch körperlich angehen, wird gern ausgeblendet. Natürlich ist es bitter, nach zwei Stunden Anstehen in der Kälte ein „Nein“ zu hören, aber jeder weiß, worauf er sich einlässt, wenn er oder sie das Berghain anstrebt. Es gibt genügend Leute, die eine Ablehnung schlicht akzeptieren. Und was sagt es aus, dass selbst abgelehnte Leute oft noch ein Foto mit mir machen wollen?

Was ich problemlos zugeben kann: Meine Ausstrahlung in den ersten Jahren an der Tür war in der Tat noch ziemlich rotzig. Ich fühlte mich auf der Überholspur, die Drogen, der fehlende Schlaf – das alles machte mich nicht gerade zu einem engelsgleichen Geschöpf. Meine Emotionen kippten schnell, und das ließ ich auch an den Gästen aus. Auch Kollegen hatten es nicht einfach mit mir. Manch einen habe ich weggebissen oder von oben herab behandelt. Und wenn ein Gast fragte: „Ist hier die Party?“, konnte es sein, dass ich ihm die Tür vor der Nase zuschlug und raunzte: „Welche Party, verdammt?“

Als Senior an der Tür bin ich heute natürlich längst auf dem Weg in die Altersmilde, und schnöseliges Verhalten fällt mir jetzt vor allem an den jungen Türkollegen auf. Da vergeift sich der eine oder andere schon mal im Ton. Mein Argument dann: „Für dich ist es Gast Nummer tausend, aber für den Gast ist es das erste Mal, dass er abgelehnt wird.“ Ich verstehe uns nicht nur als Gästeverwalter, sondern auch als Gästebetreuer. Und deswegen geht es auch nicht, nebenbei in eine Stulle zu beißen, wenn ich jemanden in die Nacht zurückschicke.

Eines lässt sich jedenfalls an der heftigen Diskussion über die Berghain-Tür ablesen: Unsere Einlass-Politik bewegt. Und hält die Leute auch nach vielen Jahren nicht davon ab, zu uns zu kommen. Und zwar in Massen und aus aller Welt. International ist es erst die letzten Jahre geworden, ich sage inzwischen viel häufiger „You don’t get in“ als „Sie kommen nicht rein“. Und übrigens eher selten „Du kommst nicht rein“. Universelles Geduze ist auch eher ein Ding der jungen Kollegen, ich differenziere da noch.

Nach inzwischen zwanzig Jahren an der Tür habe ich gute Antennen dafür, wer stört und wer Ärger macht und welche Gäste eine gute Mischung für die Nacht ergeben. Und ja, dafür scannen wir die Leute auch, gehen nach dem äußerlichen Erscheinungsbild. Wonach denn sonst? Und für mich kann da auch gern mal der Charlottenburger Anwalt im Zweireiher mit seiner Gucci-Prada-Frau ankommen. Wenn die beiden einen guten Eindruck auf mich machen, dann rein mit ihnen. Wir nehmen auch Masken und Schottenröcke oder die Pamela-Anderson-Blondine im „Peek & Cloppenburg“-Kostüm, die mit zwei bärrigen, verschwitzten Kerlen kommt, die sich gegenseitig den Achselschweiß ablecken. Das ist für mich das Berghain. So ist es ein Magnet geworden. Und dass es einer ist, wird kaum jemand anzweifeln.

Nach all den Jahren freue ich mich jedenfalls immer noch auf meinen Job, wenn mich mein Wecker von Freitag bis Sonntag eine Stunde vor Mitternacht aus dem Schlaf holt. Und ich freue mich auf meine Jungs, von denen die meisten wie ich aus Ostberlin stammen. Für mich macht es das einfacher, klarer, gerader heraus. Inzwischen sind sie wie eine Familie für mich. Eine, die mich erdet. In der es derb und lustig zugeht, manchmal auch bissig. Aber ehrlicher als an vielen anderen Orten der Stadt.

Einer meiner jüngeren Kollegen ist sogar davon überzeugt, dass die Berghain-Tür sich positiv von anderen Türen der Nacht unterscheidet. Weil weniger geprahlt wird. Man eben nicht cool sein muss. Er hat sich selbst schon dabei ertappt, dass er sich von den letzten Gästen mit „Tschüssi“ verabschiedet hat. Und er freut sich, wenn ich ihn wegen seines roten Audi-Cabriolets mit dem Satz aufziehe: „Wie schwul ist das denn?“

Noch kein einziges Mal bin ich zum Dienst gegangen, ohne mich gezielt vorzubereiten. Ohne zu überlegen, was ich anziehe,

was schick und wetterfest zugleich ist. Neun Stunden geht meine Schicht, das heißt auch: Bevor ich losgehe, gibt es noch ein gesundes Knäckebrot, im Berghain selbst reichen mir zwei Riegel Halbbitter-Schokolade und eine Banane. Hin und zurück komme ich mit der Taxe oder werde von einem Kollegen mitgenommen. Die Nacht, schwanger mit Drogen und Euphorie, lässt uns die Menschen pur erleben. Da fallen Masken, spielen sich Dramen und Komödien ab. Da steht das Pärchen, das vor ein paar Stunden selig bei uns eingekcheckt hat, nun draußen auf der Straße und schreit sich an. Da gehen andere mit ihren Eroberungen stolz nach Hause und andere allein. So, wie sie gekommen sind.

Die Zeiten, in denen ich gegen Ende der Nacht meine eigenen Runden auf der Tanzfläche drehe, sind vorbei. Nur manchmal, wenn einer meiner Lieblings-DJs auflegt, steige ich die riesige Eisentreppe der Säulenhalle hinauf in die dröhnenden Bässe, beobachte das Treiben unter mir und verspüre noch immer ein wohliges Kribbeln in der Magengegend. Und dann sehe ich all jene wieder, die ich aus tausendundeiner Nacht kenne: die Poser, die Pumper, die Hardcore-Tänzer und auch all jene, die es immer wieder schaffen, mit ihren Bewegungen haarscharf neben dem Takt zu liegen.

Bereits an meinem vierzigsten Geburtstag 2002 im Ostgut dachte ich: Hey, das wars jetzt! Genug Erfahrung gesammelt. 40 ist eine prima Zahl zum Aufhören. Aber irgendwie war ich wohl noch nie der Typ für gute Vorsätze. Denn wenn ich mir heute vorstelle, eines Tages diese Wochenenden an der Berghain-Tür nicht mehr zu haben, weil ich wirklich zu alt bin, wird mir ganz anders. Meine Jungs witzeln manchmal, dass ich wahrscheinlich noch hochbetagt und schon am Rollator schlurfend nach vorn komme, um zu nicken oder mit dem Kopf zu schütteln. Oder dass ich von zu Hause über einen Monitor zugeschaltet werde. Jetzt lachen wir noch ...

Ich werde oft gefragt, was das Krasseste war, was ich in all den Jahren an der Tür erlebt habe. Ich habe keine Antwort darauf. Oder immer dieselbe: Jede Nacht ist Leben. •

Über Sven Marquardt.

Geboren 1962 in Ostberlin war Sven Marquardt ab Mitte der 1980er Jahre prägender Teil der aufkeimenden Punk-, New-Wave- und Kunstszene Prenzlauer Bergs. Mit dem Mauerfall ließ er seine Arbeit als Fotograf ruhen und tauchte in die sich neu formierende Clubszene Berlins ein, ab Ende der 1990er prägte ihn das Thema der „Nacht“ durch seine Tätigkeit als Türsteher des Clubs Ostgut. Seit 2004 steht Marquardt an der Berghain-Tür, maßgeblich beteiligt ist er seit 2007 am Erscheinungsbild des Labels Ostgut Ton. 2010 erschien sein erster Bildband „Zukünftig vergangen“, gefolgt von „Heiland“ und „Wild verschlossen“ (alle Mitteldeutscher Verlag), 2014 die Autobiografie „Die Nacht ist Leben“ (Ullstein extra).

Auch für den Fotografen und legendären Berghain-Türsteher Sven Marquardt war der Corona-Shutdown eine „berufliche Vollbremsung“. Die Berliner Clubs ließen nun gar keinen mehr rein, und der größte Teil seiner fotografischen Arbeit lag im Ausland, das gerade unerreichbar ist.

Da freut sich die Kuh! Anweiden im Frühjahr.

Wenn im Frühjahr die ersten warmen Sonnenstrahlen locken, es nach Frühling riecht und die Natur erwacht, dann zieht es nicht nur uns, sondern auch die Weidekühe nach draußen.

Den Winter verbringen die meisten Weidekühe im Stall – damit schützen die Landwirte ihre Tiere vor Kälte und Nässe. In der Regel im April heißt es dann nach knapp einem halben Jahr aber wieder: Tore auf und raus aus dem Stall. Mancherorts ist das sogenannte Anweiden ein echtes Event, zu dem das ganz Dorf zusammenkommt. Denn die Kühe hüpfen und springen in ihr Glück. Übermütig rennen sie auf ihre Weide und freuen sich, wieder Gras unter den Hufen zu spüren. •

Der erste Weidetag im Jahr ist für die Kühe ein absolutes Highlight.



Foto: Fotarix - stock.adobe.com



Der Kosmos „Zuhause“ – ein Blick auf die Zahlen.

Foto © FollowTheFlow - stock.adobe.com

Die meisten von uns verbringen sehr viel Zeit zu Hause – seit Beginn der Corona-Pandemie mehr denn je. Es wird gewerkelt, gekocht und geplansch. Knapp 83 Millionen Menschen und 35 Millionen Haustiere leben in Deutschland zusammen in fast 42 Millionen Haushalten. Einige Zahlen zum Leben zu Hause – drinnen und draußen.



47

Quadratmeter pro Person.

Seit Beginn der Corona-Pandemie verbringen die meisten Menschen mehr Zeit zu Hause – und fühlen sich dabei oft beengt. Dabei ist die Wohnfläche in den vergangenen Jahren stetig gestiegen. Zumindest im Durchschnitt. Laut Statistischem Bundesamt sind die Wohnungen in Deutschland durchschnittlich 92 Quadratmeter groß. Durchschnittlich 47 Quadratmeter hat jeder Mensch zur Verfügung. Seit 2010 hat sich damit die durchschnittliche Fläche je Wohnung um einen Quadratmeter und je Person um zwei Quadratmeter erhöht. Das liegt unter anderem daran, dass der Anteil der Einpersonenhaushalte gestiegen ist. Am meisten Platz haben ältere Menschen: Auf 60 Quadratmetern Wohnfläche lebt ein:e Rentner:in in Deutschland im Mittel.



Das Zweithaus auf vier Rädern.

Wenn die Hotels und Ferienwohnungen geschlossen sind, gibt es ja noch das eigene Ferienhaus auf Rädern. Noch nie wurden so viele Wohnmobile gekauft wie im vergangenen Jahr. 2020 gab es in Deutschland 78.055 Neuzulassungen für Wohnmobile, das sind fast 50 Prozent mehr im Vergleich zum Vorjahr. Hinzu kamen noch fast 30.000 Wohnwagen. Und auch für 2021 erwartet der Caravaning Industrie Verband (CIVD) Rekorde. Allerdings ist der Trend nicht neu. Bereits vor der Corona-Pandemie boomte der Urlaub mit Wohnmobilen. Von 2015 bis 2020 legte der Bestand an Wohnmobilen in Deutschland von 390.000 auf knapp 590.000 zu.

565.500 X



Abkühlung im Garten.

Nicht nur in öffentlichen Bädern wird gebadet und geplätscht. Etwa 565.500 Außenpools sind bundesweit in Gärten in die Erde eingelassen. Außerdem gibt es in Deutschland 132.500 private Hallenbäder sowie 91.000 Aufstellbecken mit einer Wassertiefe von mehr als einem Meter und einem Anschaffungspreis über 1.500 Euro. Hinzu kommen noch etwa 1,2 Millionen Aufstellbecken mit einer Wassertiefe unter einem Meter und einem Anschaffungspreis unter 1.500 Euro.



34,9

Millionen tierische Mitbewohner:innen.

In fast jedem zweiten Haushalt in Deutschland lebt auch ein Tier und die Begeisterung für Hund, Katze und Vogel hat seit Beginn der Corona-Pandemie noch zugenommen. Der Gesamtumsatz der deutschen Heimtierbranche lag im Jahr 2020 bei etwa 5,5 Milliarden Euro, meldet der Industrieverband Heimtierbedarf. Nummer eins ist weiterhin die Katze. Insgesamt 15,7 Millionen Katzen leben in Deutschlands Haushalten. Besonders gefragt war somit im vergangenen Jahr auch wieder Katzenfutter, es machte das größte Futtersegment in der Branche aus mit 1,68 Milliarden Euro Gesamtumsatz. Das zweitliebste Haustier ist der Hund: 10,7 Millionen von ihnen leben in Deutschland.



Die Herdplatten glühen.

Nicht zuletzt dank Corona liegt Home Cooking im Trend. Manche haben ihre eigenen Herdplatten entdeckt – und dabei auch gleich neue Bedürfnisse. 2020 war die durchschnittliche Küchenkundenschaft bereit, deutlich mehr auszugeben als im Jahr davor: So zahlten Kund:innen im vergangenen Jahr im Küchenfachhandel im Durchschnitt 9.678 Euro für eine Küche und damit 425 Euro beziehungsweise 4,6 Prozent mehr als noch 2019.



Fit im Wohnzimmer.

Seit Beginn der Corona-Pandemie suchen immer mehr Menschen Alternativen zum Sport in Fitnessstudios und Vereinen. Das weiß die Industrie natürlich zu nutzen. Die Preise für Fitnessgeräte erhöhten sich beispielsweise im Dezember 2020 gegenüber dem Vorjahresmonat um 13,1 Prozent, teilt das Statistische Bundesamt mit. Im Jahresdurchschnitt 2020 lagen die Preise für Fitnessgeräte um 7,9 Prozent über dem Vorjahresniveau. In mindestens 26 Prozent der Haushalte bundesweit steht ein Ergometer, Laufband, Crosstrainer oder eine Kraftbank. •

Fotos ©bernardbodo - stock.adobe.com, kantiecki, © Eleonore Horiot, ©Chalabala - stock.adobe.com, ©Rawpixel.com - stock.adobe.com, ©Diana Vysniakova - stock.adobe.com



SEMCO fertigt Fenster mit Ug-Werten von bis zu 0,4 W/(m²K). Diese erreichen fast die Dämmwirkung von Mauerwerk und kommen in Gebirgs-lagen oder Gegenden mit extremer Winterkälte zum Einsatz.

Hightech-Produkt Fenster – Materialcheck mit SEMCO.

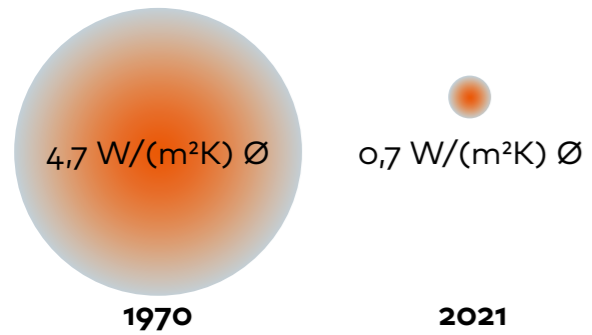
Fenster unterscheiden sich augenscheinlich kaum. Fachfremde Personen sehen Glas umrahmt von Kunststoff oder Holz. Aber es geht natürlich längst nicht mehr einfach nur noch um die Frage „Fenster, ja oder nein?“. Das Produkt ist inzwischen ein Hightech-Produkt, das an unterschiedlichste Ansprüche angepasst werden kann.

Foto Sencoglas Holding GmbH

Über SEMCO.

Die SEMCO-Gruppe ist mit mehr als 1.600 Mitarbeiter:innen an deutschlandweit 19 Standorten Kompetenzpartner für Glas in Fenster, Fassade und Interieurbereichen und zählt zu den Taktgebern bei Fortschritt und Innovation in der europäischen Flachglasbranche. Die Gruppe wird von der Sencoglas Holding im niedersächsischen Westerstede gesteuert und mit zentralen Dienstleistungen unterstützt. 2020 erwirtschaftete das Unternehmen einen Gesamtumsatz von rund 260 Millionen Euro und wurde 2019 als begehrtester Arbeitgeber der Glasindustrie ausgezeichnet. Seit 2007 wurden mehr als 200 Millionen Euro in einen modernen, energieeffizienten und zukunftsweisenden Maschinenpark investiert.

Wärmeverlust – früher vs. heute.

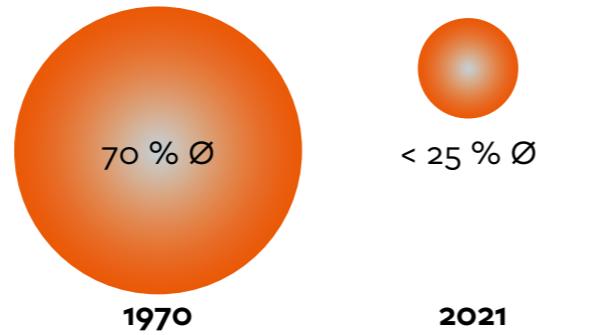


– 85 %

Auch gut zu wissen:

Heute sind bis zu 0,4 W/(m²K) möglich. Das macht Fenster im Vergleich zum aktuellen Durchschnitt noch einmal über 40 % effizienter.

Wärmeeintrag – früher vs. heute.



– 65 %

Auch gut zu wissen:

Alte Gebäude mit extrem großen Glasfassaden wie z. B. Bürogebäude lagen/liegen sogar bei 85 % Wärmeeintrag.

Früher heizte man häufig direkt zum Fenster heraus, heute ist der Wärmeverlust durch Fenster nur noch sehr gering.



Einst eine Energieschleuder.

Bis in die 1970er Jahre waren Fenster mit Einfach-Verglasungen Standard. Und weil mit diesen ein extrem hoher Wärmeverlust einherging, wurde der Heizkörper direkt unterhalb der Fensteröffnungen platziert – wer erinnert sich nicht daran zurück. Der Ug-Wert (bezieht den Wärmeverlust durch die Verglasung) lag damals durchschnittlich bei 4,7 W/(m²K). Eine Zahl, die vor allem im Vergleich spannend wird. Neben dem Wärmeverlust im Winter hatte man früher aber auch mit dem hohen solaren Energieeintrag im Sommer zu kämpfen. Bei Büro- und Firmengebäuden mit großen Glasfassaden lag dieser bei bis zu 85 Prozent. Ein paar Stunden Sonne und der Arbeitsplatz wurde ohne außenliegenden Sonnenschutz zur Sauna. Die Konsequenz: Es wurde an Fenstern gespart.

Im Zuge der Energiekrise der 1970er Jahre kam es bei Verglasungen aber zu einem Umdenken. In den 1980er Jahren wurde der Einbau von Zweifach-Isolierverglasungen forciert. Ab den frühen 1990er Jahren kam zudem immer häufiger auch noch eine Wärmedämmbeschichtung zum Einsatz. So konnte der Ug-Wert auf 2,7 W/(m²K) fast halbiert werden. Und das schlug sich auch genauso auf die Heizöl-Ersparnis nieder. Statt 40 Litern Heizöl je Quadratmeter brauchte man nun „nur“ noch 22 Liter je Quadratmeter.

Es folgte ein weiterer Entwicklungssprung: Herstellende Unternehmen füllten den Scheibenzwischenraum der Isolierverglasung mit Edelgasen, wie Argon oder Krypton, anstatt mit Luft. Damit wurde der Ug-Wert weiter gesenkt auf 1,7 W/(m²K). In Heizöl gesprochen: noch circa neun Liter Heizöl-Verlust je Quadratmeter Fensterfläche. Heute fordert das Gebäudeenergiegesetz (GEG) mindestens einen Ug-Wert von 1,3 W/(m²K) ein – in Verbindung mit der Zweifach-Verglasung wird das mittlerweile von vielen Herstellern sogar übererfüllt, denn Werte von 1,2 bis 1,0 W/(m²K) sind heute problemlos erreichbar. Damit stellen sie eine gute Lösung vor allem für den Glasaustausch und die energetische Sanierung von Altbauten dar. Nicht zuletzt auch dank des leichten Gewichts und der schlanken Abmessungen.

Fotos ©hanohiki - stock.adobe.com, Semcoglas Holding GmbH

Heute fast so dicht wie eine Mauer.

Heute ist die Dreifach-Verglasung gerade im Neubaubereich Standard. Meist finden sich dabei zwei hochwertige Wärmedämmbeschichtungen auf der äußeren und der inneren Glasscheibe. Summa summarum punkten viele Scheiben mit einem Ug-Wert von nur noch 0,7 W/(m²K). Das heißt: Heizkörper direkt unter dem Fenster sind zu einem Relikt aus der Vergangenheit geworden. Tauwasserbildung an der Fensterinnenseite ist ebenfalls kaum noch ein Thema. Und wer noch mehr will, bekommt auch noch mehr. Zum Beispiel erreicht die Serie SEMCO ENERGY in bestimmten Aufbauten mittlerweile Ug-Werte von 0,4 W/(m²K). Solch extrem niedrige Werte werden allerdings nur in Gebirgslagen oder Gegenden mit extremer Winterkälte benötigt, denn damit kommen wir in die Nähe der Dämmwirkung von Mauerwerk. Ein Wert von 0,7 W/(m²K) ist meistens schon die ideale Voraussetzung für Niedrigenergie- oder Passivhäuser.

Bei alledem gilt: Je großflächiger die Glasfassade, desto mehr Leistung muss sie erbringen. Denn es geht – wie früher auch schon – natürlich nicht nur um den Wärmeverlust nach draußen. Sondern auch um den Sonnenwärmeeintrag nach innen. Sogenannte Funktionsisoliergläser können beide Eigenschaften miteinander kombinieren. Eine Sonnenschutzbeschichtung sorgt im Sommer dafür, dass die Wärme draußen bleibt. So punktet beispielsweise das SEMCO KLIMAGLAS bei Ug-Werten von rund 0,5 W/(m²K) mit einem Energieeintrag von außen ins Gebäude von teilweise unter 25 Prozent – bedenkt man, dass 40 oder 50 Jahre alte Bestandsgebäude auch heute noch bei einem Wert bis zu 70 Prozent liegen, ein absoluter Topwert. Unterstützt wird das Glas von der sogenannten warmen Kante im Abstandhalter – diese trennt die kalte von der warmen Luft. Will man im Winter die Sonne aber als passive Solarenergiequelle nutzen, funktioniert auch das. Die Energie der in den Wintermonaten tiefstehenden Sonne ist wesentlich niedriger als im Sommer – und darauf sind die Fenster ausgelegt. So unterstützt das Fenster ein Erwärmen des Raumes, lässt diesen aber nicht überhitzen. Und wer jetzt denkt, dass das alles nicht mit transparentem Glas vereinbar ist, liegt falsch. Für fachfremde Personen ist der Unterschied zu Glas ohne Beschichtung nicht erkennbar.

Und da geht noch mehr.

Fenster sind heute mehr denn je ein Designelement. Das ist möglich, weil alle Farben und Formen machbar sind. Ein Höchstmaß an Individualisierbarkeit sorgt dafür, dass der Kreativität von Planer:innen und Architekt:innen keine Grenzen gesetzt sind.

Ein weiterer wichtiger Faktor ist das Thema Sicherheit. Und auch hier ist viel möglich. Es gibt Verbund-Sicherheitsgläser, die einen Einbruch durch die Verglasung mit handelsüblichen Werkzeugen nahezu unmöglich machen. Und nicht nur Einbrechende, sondern auch Geräusche müssen draußen bleiben: Speziell entwickelte Folien sorgen nicht nur für Sicherheit, sondern halten auch den Lärm von Straßen, Baustellen oder Bahnstrecken wirkungsvoll außerhalb des Gebäudes. Behaglichkeit und Lebensqualität steigen.

Sonne rein, aber bitte nicht blenden? Auch das geht, ohne gleich mit einer kompletten Jalousie den Blick nach außen zu verhindern. Eine vor der Fensterinnenseite angebrachte Segmentverschattung kann in unterschiedlichen Farben und Ausführungen gewählt werden und bietet dann von völlig blickdicht bis hin zu fast transparent einen wirkungsvollen Blendschutz, der im oberen und unteren Bereich des Fensters aber immer noch Tageslicht in den Raum lässt. Für Büros und andere Orte, an denen bodentiefe Verglasungen zum Einsatz kommen, gibt es diese Systeme natürlich auch per Fernbedienung steuerbar.

Moderne Verglasungen können mittlerweile zudem ein reines Recyclingprodukt sein. Bei SEMCO werden beispielsweise jedes Jahr rund 25.000 Tonnen CO₂ durch den Einsatz von recyceltem Glas gespart. Das allermeiste davon dadurch, dass es der Rohglasproduktion wieder zugeführt wird, wodurch die Schmelztemperatur des Gemenges sinkt, was zu signifikanten Energieeinsparungen führt. Und auch die Abwärme kann genutzt werden: Im SEMCO-eigenen Floatglas-Werk in Osterweddingen wird diese beispielsweise direkt ins Fernwärmenetz der Stadt Magdeburg eingespeist. •

Freiwillig eingesperrt – Faszination Escape- Rooms.

Sie sind in einem kleinen Raum eingesperrt, die Zeit läuft ihnen davon und sie suchen verzweifelt nach einem Weg raus aus dieser Situation. Klingt unangenehm, oder? Und doch begeben sich seit ein paar Jahren immer mehr Menschen freiwillig in diese Lage.

Ausgelöst von einem japanischen Computerspiel herrscht weltweit ein Escape-Room-Boom. Kleine Gruppen lassen sich freiwillig in spezielle, präparierte Räume oder Häuser einsperren. Mystische Geschichten, Abenteuerliches oder historische Themen bilden dabei die Szenerie, aus der die Gruppe dann fliehen muss. In der Regel hat sie dafür eine Stunde Zeit und muss eine Vielzahl von kniffligen Rätseln lösen.

Warum aber geben wir unsere Freiheit erst auf, um uns dann hinterher darüber zu freuen, diese wiedererlangt zu haben? Psycholog:innen sehen verschiedene Gründe. Ganz oben steht der Nervenkitzel. Die Teilnehmer:innen begeben sich in eine scheinbar echte gefährliche Situation, in der sie sich beweisen müssen. Auf der Suche nach versteckten Hinweisen tauchen sie in eine andere Welt ein – die perfekte Illusion, in der jede:r Teilnehmer:in in eine andere Rolle schlüpfen kann. Raus aus dem Alltag, rein ins Rätsel. Und mit jeder gelösten Aufgabe, die die Flucht ein Stück näher bringt, wird im Körper Dopamin ausgeschüttet. Es entsteht ein Hochgefühl mit Suchtpotenzial. •

Outdoor extrem – klettern im Eis und über dem tiefsten See der Welt.

Mitten auf dem Baikalsee in Sibirien im tiefsten Winter. Die Kälte ist extrem. Dem Schweizer Extrembergsteiger **Dani Arnold** vom Mammut Pro Team pfeift der eisige Wind um die Ohren. Unter ihm knarrt und knackt das Eis. Und vor ihm liegt eine spannende Herausforderung. Auf den Inseln des Sees will er neue Eiskletterrouten erschließen – ebenso schwierig wie faszinierend. Fündig wird er auf Olkhon Island.

Die Expedition von Extrembergsteiger **Dani Arnold** diente auch dazu, die neueste Generation der Eiger Extreme Kollektion der Bekleidungsline von Mammut einem Härtestest zu unterziehen.

Fotos Mammut/Thomas Mansorino

Mammut Pro Team Athlet Dani Arnold fand im Februar 2020 am Baikalsee die richtigen Bedingungen für eine neue Herausforderung in seinem Spezialgebiet Eisklettern: kalte Temperaturen und einen tiefen sibirischen Winter. Zu dieser Jahreszeit sind die Bedingungen rund um den Baikalsee mit Tiefsttemperaturen um die -35 Grad Celsius so extrem, dass bisher kaum ein Athlet oder eine Athletin das Abenteuer Eisklettern über dem tiefsten See der Welt in Angriff genommen hatte. Dani reizte nach dem erfolgreichen Free-Solo-Rekord an der Nordwand der Großen Zinne im Sommer 2019 neben den extremen Bedingungen am Baikalsee auch die Region als solches. „Früher haben mich die klassischen Bergsteigerorte wie Patagonien, Nepal und Alaska motiviert. Heute faszinieren mich nicht mehr nur die Berge, sondern auch die Länder, in denen sie stehen, sowie die Menschen und deren Kultur“, so der Alpinist. „Klar möchte ich als ehrgeiziger Athlet neue und schwierige Kletterrouten machen. Die schwierigen Projekte wie Free-Solo-Rekorde kosten aber vor allem mental viel Energie, sodass ich den Fokus bei anderen Projekten bewusst etwas anders setzen muss!“, erklärt Dani weiter. Deshalb machte er sich mit etwas weniger Risiko und in Begleitung einer vierköpfigen Crew, zu der auch sein spontan mitgereister Vater Fredy zählte, in Sibirien auf die Suche nach vereisten Routen. ▶



Die extreme Kälte hatte auch Einfluss auf die Kletterbedingungen: Das Eindrehen einer Eisschraube war in dem pickelhaften Eis laut **Dani Arnold** noch nirgends auf der Welt schwieriger.



Dani Arnold erschloss insgesamt zehn neue Eiskletterrouten auf Olkhon Island im Baikalsee.



Die Extreme des sibirischen Winters.

Bereits die ersten Tage der Expedition hatten es in sich. Die extremen Temperaturen, die klettertechnisch schlecht dokumentierte Region und die Sprachbarriere erschwerten die Suche nach Kletterorten und verlangten der Crew mental und körperlich einiges ab. Die Suche selbst erwies sich als ein einmaliges Abenteuer, da sich die Gruppe nur auf einem Hovercraft auf dem gefrorenen See bewegen konnte – technische Pannen beim Einbrechen der Nacht sowie ausgehendes Benzin und damit aussteigende Heizungen inklusive. Umso eindrucksvoller waren die ersten eigenen Schritte auf dem Eis des Sees. „Die vollkommen klare Sicht durch das dicke Eis in den tiefsten See der Welt war extrem faszinierend und wird uns allen lange in Erinnerung bleiben“, erzählt Dani. Als sich das Team an das ständige Knacken und Knallen des Eises gewöhnt hatte, gestaltete sich die Suche nach geeigneten Spots zum Klettern immer besser.

Zehn neue Kletterrouten.

Auf einer der rund 50 Inseln des Baikalsees, der Olkhon Island, stellte sich aus klettertechnischer Sicht der Erfolg ein. Mit jedem Tag wurden die neu eingeschlagenen Routen direkt über dem gefrorenen See länger und schwieriger. Insgesamt gelang es Dani Arnold, an den berühmten Klippen der Insel zehn neue, bis zu 40 Meter lange Routen zwischen WI5 bis M8* zu klettern. Dabei lag die größte Herausforderung im Umgang mit der Kälte. Bei diesen Minustemperaturen wurde für die Kletterer jeder Handgriff mühsam und dauerte viel länger als gewohnt. Das Klettern funktionierte zwar den Umständen entsprechend gut, aber das Eindrehen einer Eisschraube war in diesem pickelhartem Eis „noch nirgends auf der Welt schwieriger“, erinnert sich Dani. Dennoch habe es sich definitiv gelohnt, die weite Reise in den Winter Sibiriens zu wagen, meint der Schweizer: „Es war eine unglaubliche Zeit mit vielen netten Leuten, einer wunderschönen Region mit den extremsten Bedingungen und vielen bleibenden Erinnerungen.“ •

* WI5 auf der „Water Ice“-Eiskletter-Schwierigkeitsskala von WI1 bis WI7; M8 auf der Mixed-Kletter-Schwierigkeitsskala von M1 bis M13.

Über die Expedition.

Der Baikalsee im Süden Sibiriens ist der tiefste See der Erde und liegt inmitten einer bergigen Region in Russland nördlich der mongolischen Grenze – er entspricht in etwa der Größe Belgiens. Außerdem ist der See ein UNESCO-Weltnaturerbe und mit 1.642 Metern der tiefste, mit mehr als 25 Millionen Jahren der älteste und mit mehr als 23.000 km³ Volumen der wasserreichste Süßwassersee der Erde.

Die 13-tägige Expedition startete in Irkutsk, wo sich der einzige Abfluss des Baikalsees befindet. Ziel der Expedition waren die berühmten Klippen der Insel Olkhon (engl. Olkhon Island). Die Berge der zentral gelegenen Insel des Baikalsees erreichen im Nordosten eine Höhe von 1.274 Metern und verwandeln sich im Winter zu großartigen Herausforderungen für Eiskletter:innen.

Die Expedition diente auch dazu, die neueste Generation der Eiger Extreme Kollektion der High-End-Bekleidungsline des Schweizer Bergsportspezialisten MAMMUT einem echten, harten Belastungstest zu unterziehen. Kletterstar Dani Arnold war vorab auch an deren Entwicklung beteiligt.

Über Dani Arnold.

Die Bergwelt hat Dani Arnold schon in jungen Jahren fasziniert. Nicht zuletzt aufgrund seines Daheimorts: Er ist im Kanton Uri aufgewachsen. Genauer gesagt, im Schächental auf 1.720 Metern Höhe. Um zur Schule zu kommen, mussten er und seine Geschwister mit der Seilbahn ins Tal fahren. Und schon ganz früh unternahmen sie mit ihrem Vater Bergtouren – erst leichte Wanderungen, später einfache Klettereien.

Schon damals wollte er aber immer noch weiter gehen, mehr unterwegs sein, schwieriger klettern, schneller vorankommen, um immer wieder tolle Abenteuer in den Bergen zu erleben. Mittlerweile ist der Alpinismus für ihn weit mehr als eine Freizeitbeschäftigung und ein Großteil seines Lebens dreht sich ums Bergsteigen. Er kletterte durch die Eignordwand. Dann pickelte er sich die schwierigsten Eis- und Mixedrouten Europas hoch. Später war er bei der ersten Winterbesteigung des Torre Egger in Patagonien mit von der Partie. Es folgten weitere Erfolge in Alaska sowie die Breitwangflue-Trilogie.

Einsiedlerkrebse beziehen Schneckenhäuser, Muscheln, Korallen oder andere hohle Objekte, um ihren weichen, ungepanzerten Hinterleib zu schützen. Für sie ist die Behausung überlebensnotwendig, sie dient dem Schutz vor Fressfeinden.

Vom knappen Immobilienmarkt der Einsiedlerkrebse.

Foto ©Jose Gil - stock.adobe.com

Einsiedlerkrebse leben in mobilen Behausungen und ziehen mehrmals in ihrem Leben um. Mancherorts ist die Nachfrage nach Schneckenhäusern aber größer als der vorhandene Wohnraum. Dann kommt es zum Immobiliertausch und mitunter auch zum Kampf zwischen den Tieren.

Es hat viele Vorteile, wenn man sein Haus mit sich herumträgt. Man ist gleichzeitig drinnen und draußen, hat immer ein Dach über dem Kopf und den Allerwertesten geschützt. Doch das Glück währt nicht unbedingt ewig. Schwierig wird es, wenn die mobile Behausung zu klein wird und es an freien Immobilien mangelt. So ergeht es derzeit vielen Einsiedlerkrebsen im „Mu Ko Lanta Marine National Park“ im Westen Thailands. Für sie gestaltet sich die Wohnungssuche ähnlich schwierig wie für die Einwohner:innen von München, London oder Paris. Weil die Tiere sich derzeit rasant vermehren, ist die Nachfrage groß und der Wohnraum knapp. Einige Einsiedlerkrebse haben daher schon leere Plastikflaschen oder Joghurtbecher in Notbehausungen umgewandelt.

Wenn das Haus zu klein wird.

Einsiedlerkrebse leben in Küsten- und Ufernähe aller Weltmeere und beziehen dort Schneckenhäuser, Muscheln, Korallen oder andere hohle Objekte, um ihren weichen, ungepanzerten Hinterleib zu schützen. Für sie ist die Behausung überlebensnotwendig. Denn ein ungeschützter Hinterleib dient Fressfeinden als Angriffspunkt. Ohne Not geben die Tiere daher ihre Häuser auch nicht auf.

Doch wenn die Krebse wachsen und ihnen das Gehäuse zu eng wird, müssen sie sich ein neues suchen. Und so ziehen die kleinen Tiere mehrmals im Leben um. Diese Umzugszeit gehört für sie, neben dem ersten Lebensabschnitt als Larve, zu der risikoreichsten Phase in ihrem Leben. Bei dem Immobiliertausch bilden die Tiere sogar Warteschlangen und reihen sich der Größe geordnet hintereinander auf, bis ein Haus frei wird. Doch mitunter reißt auch dem geduldigsten Einsiedlerkrebs der Geduldssaden und es kommt zu Kämpfen um eine Bleibe. Bei akuter Wohnungsnot wird dem Nachbarkrebs dann schon mal ein besonders begehrtes Häuschen vom Leib gezogen. Einige Einsiedlerkrebsarten bauen das Innere ihrer Schneckenhäuser sogar noch aus. Sie besitzen ein Sekret, mit dem sie die Innenseiten ihrer Behausungen abschleifen. So schaffen sie eine glatte Oberfläche sowie mehr Platz und können besser wachsen oder sogar die Eier lagern.

Kampf gegen die Obdachlosigkeit.

Übrigens trägt nicht jeder Einsiedlerkrebs sein Haus gleichermaßen am Hinterleib. Es gibt Rechts- und Linkshänder oder besser Rechts- und Linksbeiner. Der linksbeinige Einsiedlerkrebs trägt links das größere Scherenbein und verschleißt damit den Eingang seines Gehäuses. Bei der Familie der rechtsbeinigen Einsiedlerkrebse ist das rechte Bein größer.

In dem thailändischen Nationalpark gab es im vergangenen Jahr sogar einen Spendenaufruf für die obdachlosen Krebse. Daraufhin wurden mehr als 200 Kilogramm Schneckenhäuser von der Bevölkerung eingesandt. Wissenschaftler:innen weisen allerdings darauf hin, dass die Schneckenhäuser dann an anderen Orten fehlen. Nachhaltiger sei es, Schneckenhäuser gar nicht erst aufzusammeln und mit nach Hause zu nehmen. Sonst gilt für den kleinen Krebs: Wer jetzt noch kein Haus hat, findet keines mehr. •



WIR ACHTEN AUF DETAILS

Der Versicherungsmakler für mittelständische Bauunternehmungen & Baustoffhersteller

VOSDELLEN
VERSICHERUNGSMAKLER

Vor allem in den Siebzigern und Achtzigern war das Kännchen Kaffee im Außenbereich vieler deutscher Cafés alternativlos.

Draußen nur Kännchen!

Früher war dieser Ausruf eine eiserne Regel der gepflegten Außengastronomie: „Draußen nur Kännchen“ schlug es einem da entgegen, wenn man um eine Tasse Kaffee bat. Warum? Weil das Kännchen mehr Geld in die Kassen spielte und sich die Wirte die Zurechtweisung bei den beliebten Terrassenplätzen erlauben konnten – so sagt man sich zumindest.

In Zeiten von Coffee to go, Latte macchiato und Co ist das Portionskännchen aus den meisten Cafés verschwunden. „Draußen nur Kännchen“ ist heute nur noch eine Floskel. Aber eine, die uns schmunzeln lässt. Denn passt sie nicht ganz gut in die Schublade „typisch deutsch“? •

Foto ©Glaser - stock.adobe.com



Gebäude im Park oder Park im Gebäude?

Eine Lösung für die kleine Großstadt.

Stadtentwicklung im Ruhrgebiet – da denkt man nicht sofort an eine grüne Oase, in der die Grenzen zwischen Gebäude und Park verschmelzen. Wohl einer der Gründe dafür, dass das Quartier Kaiserstraße in Herne für unsere verantwortlichen Projektentwickler von LIST Develop Commercial etwas Besonderes ist.

Stadtentwicklung im Ruhrgebiet – ein Thema, dem allein wir eine ganze Bauwerk-Ausgabe widmen könnten. Die große Überschrift wäre dann wohl nach wie vor: Strukturwandel. Aber durchaus mit einem anerkennenden Zusatz: Der Aufschwung bahnt sich seinen Weg. Wirtschaft und Einwohnerzahlen entwickeln sich positiv. Im Städteranking des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) konnten mehrere Ruhrgebietsstädte im Vergleich zu den Vorjahren einige Plätze gutmachen. Und die Ersten wagen die These, dass das Ruhrgebiet das neue Berlin oder Leipzig sein wird.

Den Mittelpunkt des Ruhrgebiets markiert die Stadt Herne, das haben Geograf:innen tatsächlich genau berechnet. Eine kleine Großstadt, die sich im Gesamtkontext des Ruhrgebiets behaupten und entwickeln will. Gar nicht so leicht und definitiv eine große Aufgabe. Mit verschiedenen Großprojekten und einem klaren Fahrplan im Gepäck zeigt sich Oberbürgermeister Dr. Frank Dudda aber überzeugt: „Herne erneuert sich gerade selbst. Zurzeit sind Großprojekte mit einem Gesamt-Investitionsvolumen von 350 Millionen Euro innerhalb der Stadtgrenzen in Bearbeitung. Viele weitere Planungen stecken in den Startlöchern. Wir löschen nicht einfach nur Feuer, sondern gestalten die Zukunft. Dabei streben wir nicht an, der Dortmunder oder Essener City Konkurrenz zu machen. Wir gehen unseren eigenen Weg und wollen vor allem ein sehr hohes Maß an Lebensqualität für die Menschen aus Herne und Umgebung selbst schaffen.“ ▶

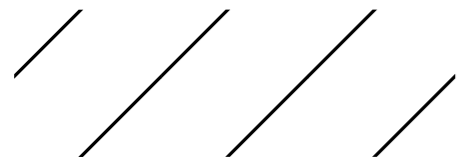
Visualisierung RKW Architektur +

LIST
Develop
Commercial



Legende

- Büros
- Büros
- Praxen
- unten: 5.250 qm für Handel und Gastro, oben: Park
- zweiter Bauabschnitt
- weitere Flächen für das geplante Stadtteilzentrum



Von makro zu mikro.

Eines der von Dudda angesprochenen Großprojekte ist das Quartier Kaiserstraße von LIST Develop Commercial. Auf einem rund 24.000 Quadratmeter großen ehemaligen Fußballplatz entwerfen unsere Projektentwickler:innen im Herne Stadtteil Baukau zurzeit ein Wohn- und Geschäftszentrum, das nicht mehr oder weniger als den Auftakt für ein neues Stadtteilzentrum bildet. Also auch hier: Strukturwandel und Aufbruch sind bis in die letzten Poren spürbar. Ein besonderer, aber ebenso spannender Rahmen, weiß der verantwortliche Projektentwickler Sebastian Grochowiak: „Unser Areal ist von der Stadt zum zentralen Versorgungsbereich erklärt. Außerdem sind auf den Nachbargrundstücken sehr interessante Entwicklungen wie ein Campus, eine Schule oder verschiedene Wohn- und Gewerbekomplexe geplant. Und die Nahverkehrsanbindung, zum Beispiel auch direkt nach Bochum rein, ist hervorragend. Das Potenzial ist also groß. Um das ausschöpfen zu können, müssen wir mit unserem Konzept aber sehr individuell auf den Standort eingehen.“

Kommen wir zum Punkt: Was also hat sich unser Projektteam speziell für das Areal in Herne-Baukau überlegt? „Herne ist ein Teil der Metropole Ruhr“, erklärt Sebastian. „Der große Lagevorteil liegt

in genau dieser Zentralität. Wir brauchen somit kein neues City-Konzept. Aber einen Nutzungsmix, der sich sehr nah am täglichen Leben und Arbeiten orientiert und mit einer sehr hohen Aufenthalts- und Nutzungsqualität punktet.“ Die Idee deshalb: ein Konzept, das den Slogan Hernes „Mit Grün. Mit Wasser. Mittendrin.“ neu und individuell interpretiert.

Mit Grün.

„Der grüne Aspekt hatte für uns oberste Priorität“, leitet der Projektentwickler über. „Im zweiten Bauabschnitt im südlichen Bereich unseres Grundstücks ist das leicht umzusetzen, weil wir die Bebauung mit ausreichend Abstand planen und somit einen Großteil Parkfläche vorsehen können. Im ersten Bauabschnitt hingegen wird die Fläche fast vollständig bebaut. Die außenliegenden Gebäude fallen da nicht so sehr ins Gewicht, weil sie nur eine geringe Grundfläche beanspruchen und in die Höhe gebaut werden. Zentral in der Mitte des Areals sind allerdings insgesamt 5.250 Quadratmeter erdgeschossige Handelsfläche für einen Vollversorger, eine Drogerie und einen Discounter sowie Gastronomieflächen vorgesehen. Das könnte bedeuten, dass die Mieter:innen der 1.725 Quadratmeter Praxisflächen sowie gut 4.000 Quadratmeter Büros in den Obergeschossen zukünftig jeden Tag aus dem Fenster auf ein großes, ödes Flachdach blicken müssen. Das kam für uns hier aber natürlich nicht infrage“, betont Sebastian. „Deshalb setzen wir auf dem Dach den Parkgedanken fort. Das Grün bietet einen schönen Ausblick und lädt zum Verweilen ein. Von den Büroflächen aus gibt es sogar einen direkten Zugang.“

Mit Wasser.

Die Wasserthematik wird von der Stadt für das gesamte geplante Stadtteilzentrum zentral gesteuert. „Die Eingliederung des Quartiers Kaiserstraße funktioniert hervorragend“, freut sich Dr. Frank Dudda. Es wird einen über 200 Meter langen und 20 Meter breiten Grünzug auf dem Areal der künftigen „Neuen Mitte Baukau“ geben – dieser verläuft von Süden nach Norden und entspricht dem bereits verrohrten Ostbach. Zum einen dient er als schön gestaltete Wegeverbindung. Zum anderen fließt hier auch das im neuen Stadtteil anfallende Regenwasser zusammen. „Es werden Retentionsflächen integriert, in denen das Regenwasser in das Grundwasser versickern oder verdampfen kann. Das schont die Umwelt. Werden die Wassermengen zu groß, leiten wir sie intelligent ab. Dabei haben wir uns für eine oberflächliche Lösung entschieden – in Anlehnung an den ehemaligen Ostbach“, führt der Oberbürgermeister weiter aus. „Ein Ansatz, den wir in unserem Vorhaben natürlich gut aufgreifen können“, erklärt Sebastian. „Geplant ist zum Beispiel eine natürlich gestaltete Regenrückhalteeinrichtung in der großen Parkfläche des zweiten Bauabschnitts. Außerdem kommen im Park auf dem Dach auch Retentionsbehälter zum Einsatz. So können wir auch dort das Regenwasser nachhaltig verwerten.“

Das Quartier Kaiserstraße wird von den Projektentwickler:innen nicht als geschlossenes System verstanden. „Wir greifen im Norden und im Westen die Gebäudehöhen der umliegenden Bebauung auf. Damit gelingt uns die städtebauliche Einbindung. Außerdem markieren wir so einen Teil der Außengrenze des neuen Stadtteils“, erläutert Sebastian. „In Richtung des neuen Stadtteils finden wir die gegenteilige Situation vor. Das Gebäudeensemble öffnet sich. Die niedrigere Gebäudehöhe, die Eingangsbereiche von Gastronomie und Einzelhandel in Richtung der weiteren Stadtteil-Grundstücke oder auch eine Situation, die als Marktplatz genutzt werden kann, tragen zu einer hohen Durchlässigkeit bei.“ Die Nutzungen profitieren ebenfalls von dem „Mittendrin“-Gedanken – vor allem die Gastronomie-Kund:innen und die Büro-Mieter:innen. „Wer kann schon in so einer zentralen Lage aus dem Büro direkt in einen Park gehen und erreicht in wenigen Schritten ein Lokal oder auch einen Supermarkt. Und die Gastronomie haben wir bewusst so gestaltet, dass der Außenbereich auch auf der Zwischenebene der Treppe Platz findet. So wird das Areal lebendig“, ergänzt der Projektentwickler.

Mittendrin.

Bleibt die Frage: Gebäude im Park oder Park im Gebäude? Wir kommen zu dem Schluss: In dieser Lösung sind die beiden Kategorien zu einer Einheit verschmolzen. Gerade im städtischen Raum stehen die begrenzten Ressourcen Fläche, Wasser, Stoffe und Energie unter hohem Nutzungsdruck. Die ersten beiden haben ihren Einzug in das Projektkonzept gehalten. Und in den nächsten Leistungsphasen werden dann die Punkte drei und vier auf der Agenda stehen. •



Dr. Frank Dudda,
Oberbürgermeister der Stadt Herne.



Sebastian Grochowiak,
Projektentwickler bei
LIST Develop Commercial.

Wo bin ich eigentlich?

Ein Gebäude, das offiziell keines ist.

Ist das jetzt Architektur oder eine Bauruine? Das könnte man sich zunächst bei dem großen Psychiatriegebäude „Caritas psychiatric Center“ aus Backstein fragen. Das Architekturbüro De Vylder Vinck Taillieu (DVVT) hat sich bei einem sanierungsbedürftigen Altbau in Melle bei Gent, in Belgien, für einen ungewöhnlichen Umbau entschieden. Das Unfertige ist hier Programm. Statt das Gebäude teuer komplett zu sanieren und einen Höchststandard zu schaffen, für den kein Geld vorhanden war, wurde hier mit einem knappen Budget nur das gemacht, was wirklich notwendig war. Man ist in dem Gebäude gleichzeitig drinnen und draußen. Im Erdgeschoss wächst ein Baum neben einer Straßenlaterne aus dem Boden, der nur mit Kies belegt ist. Reparaturen sind demonstrativ sichtbar. Es regnet durchs Dach, man kann von drinnen in den Himmel blicken, es fehlen ganze Stockwerke, dafür kann ein offener Kamin benutzt werden und es gibt gläserne Räume, in denen sich Psychiater:innen und Patient:innen zu Therapiestunden treffen. Das Besondere an dem Gebäude: Es könnte in Zukunft auch ganz anders genutzt werden. Die Architekt:innen wollten Flexibilität ermöglichen. Eigentlich wäre das ungewöhnliche Psychiatriegebäude nach belgischem Baugesetz nicht erlaubt. Doch auch dafür haben sie eine Lösung gefunden. Es wird nicht als Gebäude behandelt, sondern wie ein Außenraum. ▶





Von der Nordsee umspült.

Nur etwa 100 Meter entfernt treffen die Wellen der Nordsee auf den Strand. Auf der Insel Norderney kann man zwischen Dünen und Meer einen Übernachtungsstrandkorb buchen, Bettdecken inklusive. Auch in anderen Ost- und Nordseebädern wie in Büsum, Grömitz, Travemünde oder auf Föhr kann man sich im Schlafstrandkorb den Wind um die Außenhülle pusten lassen. Die Liegefläche bietet mit 1,30 mal 2,40 Metern Platz für kuschelige Zweisamkeit mit Meeresrauschen in den Ohren. Bleibt nur die Frage zu klären: Schläft man im Strandkorb nun draußen oder drinnen? Vielleicht von beidem etwas. Wer im Strandkorb übernachtet, schläft am Strand, aber mit der Gewissheit, sich bei Regen das Verdeck über den Kopf ziehen und durch kleine Fenster aufs Wasser blicken zu können. Umgeben von Strand, Meer, Wellen, Wind und Himmel. Was braucht man mehr, um glücklich zu sein? ▶

Kochen im Freien. Oder doch nicht?

Draußen nur Kännchen, grillen oder Lagerfeuer? Das war früher. Heute wird draußen auch gebacken, gebraten, gegart und in der Abendsonne an der Outdoor-Bar der Drink gerührt beziehungsweise geschüttelt. Kochen unterm Sternenhimmel liegt schwer im Trend. Der Markt für Außenküchen wächst und der Garten wird zum zweiten Koch-, Wohn- und Esszimmer. Dabei fehlt es an keinerlei Schnickschnack. Das Gartenparadies aus Edelstahl, Holz oder Naturstein soll schließlich Natur, Gemütlichkeit und Hightech unter dem Sonnenschirm vereinen – und natürlich die Nachbar:innen beeindrucken: mit Grill-Assistenten, die die Kerntemperatur des Fleisches per Bluetooth auf eine Handy-App übertragen, und mit hochmodernen Outdoor-Kühlschränken. Wer es wirklich ernst meint, investiert in seine Gartenküche mehr Geld als in seine Innenküche. Das naturnahe Abenteuer im Einfamilienhausgarten ist garantiert. ►



Foto alexandre ziegler - stock.adobe.com



Sachunterricht auf der Wiese, Mathematik im Wald.

Waldkitas, in denen die Kinder die gesamte Zeit draußen spielen, gibt es mittlerweile in vielen Städten. Schulen unter freiem Himmel sind dagegen noch selten. Die Idee der „Draußenschule“ kommt aus Norwegen. Das Konzept, Unterricht nach draußen zu verlegen, ist dort bereits stärker verbreitet. In Deutschland gab es aber auch schon Modellprojekte, bei denen der Unterricht im Freien stattfand. So wurden beispielsweise Grundschulen von der Universität Mainz für das Projekt „Draußenschule“ wissenschaftlich begleitet. Dabei zogen die Klassen einmal pro Woche nach draußen, erkundeten die Umgebung, lernten im Wald oder in anderen Außenräumen. Schüler:innen würden im Freien selbstständiger handeln und ihre intrinsische Motivation steige, so die Vertreter:innen des Konzepts. Allerdings betonen Wissenschaftler:innen auch, dass Lehrer:innen dafür gut vorbereitet sein müssen. Einfach den Matheunterricht eins zu eins nach draußen zu verlegen, funktioniert meist nicht gut. Oft wird Unterricht im Freien vor allem als eine gute Ergänzung zum Lernen im Klassenzimmer betrachtet. •

Das Ensemble „Concerto melante“ steht für barocke Kammermusik auf technisch und aufführungspraktisch höchstem Niveau.

Kammermusik ohne Kammer? Kein Problem.

Die Kammermusik hat ihren Namen tatsächlich deshalb, weil sie ursprünglich in einer Kammer stattfand – nicht in der „Kammer“ im heutigen Sinn, sondern in der fürstlichen „Kammer“. Die Musikform war ursprünglich das Gegenstück zur Kirchenmusik, diente der Unterhaltung und konnte auch von Lai:innen gespielt werden. Über die Jahrhunderte hinweg hat sich in der Kammermusik aber einiges getan. Eine Kammer braucht es nicht mehr, dafür ein gutes Miteinander.

In der Regel trifft man in der Kammermusik heute auf eine Besetzung mit zwei bis neun Spieler:innen. Die Größe des Ensembles ist aber nicht der entscheidende Faktor. Die zwei wesentlichen Merkmale sind andere: Die Stimmen werden nicht doppelt besetzt und es gibt keine Dirigierenden. Der Anspruch an die Musiker:innen ist damit sehr hoch. Sie müssen im Spiel aufeinander hören und reagieren. Außerdem müssen sie unterschiedliche künstlerische Vorstellungen auf einen Punkt bringen. Eine spannende Mischung, der das angestaubte Image der Kammermusik nicht gerecht wird. •

Foto picture alliance/SZ Photo/Mantred Neubauer



Bei Einsätzen, wie diesem aus dem Jahr 2018, arbeiten die Seenotretter:innen Hand in Hand.

Auch Schwerwetterlagen zum Trotz: Sie fahren raus, wenn alle anderen reinkommen.

Sie riskieren ihr Leben, um andere zu retten. Wer vor deutschen Küsten in Gefahr gerät, kann auf die Seenotretter:innen vertrauen. Seit 156 Jahren fahren sie mit ihren Booten hinaus und helfen Menschen in Seenot. Eine von ihnen ist **Melanie Heuser**. Die 36-Jährige ist ehrenamtliche Seenotretterin auf der Insel Sylt. Auch bei Sturm und Dunkelheit fährt sie raus aufs Meer. Die Nordsee darf man nicht unterschätzen, sagt uns die Bankkauffrau.

Foto Archivfoto: Die Seenotretter – DGzRS/Kilian Westphal

„Es ist egal, wann der Einsatz kommt. Wenn er kommt, fahre ich raus“, sagt Melanie Heuser. Sommers wie winters. Tag wie Nacht. Das Wetter spielt keine Rolle. Es zählt nur ein Ziel: Menschen aus dem Meer zu retten. Sie hat schon oft erlebt, dass mitten in der Nacht ihr Handy piept, weil ein Alarm ausgelöst wurde. „Wenn der Wind ums Haus heult, es regnet und dunkel ist, fragt man sich schon: Kommen wir noch rechtzeitig?“, sagt die 36-Jährige. Doch Zeit zum Nachdenken hat sie in solchen Augenblicken nicht. Sie verlässt dann das Haus und eilt zum Hafen. ▶

Melanie Heuser ist Seenotretterin. Ehrenamtlich. Ihre Station Hörnum liegt an der Südspitze der Nordseeinsel Sylt. Im Osten erstreckt sich das Wattenmeer, im Westen prägen starke Brandungen und Strömungen das Einsatzgebiet. „Wenn ich auf der Insel bin, bin ich in Rufbereitschaft“, sagt Heuser. Kommt ein Einsatz, während sie bei ihrer Arbeit in der Bank ist, gilt dasselbe. Dann fährt sie so schnell wie möglich die 18 Kilometer von der Inselhauptstadt Westerland hinunter zum Hafen in Hörnum. Dort am Anleger schaukelt das Seenotrettungsboot „HORST HEINER KNETEN“ im Wasser. Das freiwillige Team wird alarmiert, wenn Fischkutter Maschinenschaden oder Wassereinbruch erleiden. Oder wenn vor allem im Sommer Wassersportler:innen, die an der Nordseeküste paddeln, angeln, surfen und segeln, in Not geraten. Eine kleine Panne oder Erschöpfung kann auf See schnell zur existenziellen Bedrohung werden. Und dann ist es meist ein Wettlauf gegen die Zeit.

Wenn das Wasser ins Gesicht peitscht.

Heuser erinnert sich zum Beispiel an einen Einsatz in einer stürmischen Nacht. Die Meldung kam rein, dass ein rotes Licht auf dem Meer gesehen worden war. War jemand in Not geraten und hatte ein Leuchtmittel als Notrufsignal geschossen? Es war schwierig, die genaue Position zu bestimmen. Es gab keine Vermisstenmeldung. Trotzdem. Ein Mensch könnte in Not geraten sein. „Wir sind ausgelaufen und haben gesucht. Es war stürmisch. Von unten schlug das Spritzwasser hoch, von oben schlug uns der Regen ins Gesicht. Wir haben fast nichts gesehen und mussten doch versuchen, in dieser undurchdringlichen Dunkelheit etwas zu erkennen“, erinnert sich Heuser. „Man funktioniert einfach.“ Und richtet seine gesamte Konzentration auf den Einsatz. Irgendwann wurde die Suche abgebrochen. „Zum Glück war niemand verschwunden. Aber wenn da jemand im Meer gewesen wäre, das wäre die Nadel im Heuhaufen gewesen. Ich habe einen Heidenrespekt vor der Nordsee.“

Rausfahren, wenn andere reinkommen, das ist das Motto der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (DGzRS). Auf insgesamt 55 Stationen entlang der Nord- und Ostsee sind 180 festangestellte und 800 freiwillige Seenotretter:innen Tag und Nacht einsatzbereit.

365 Tage im Jahr. Sie retten Schiffbrüchige aus Seenot, versorgen Kranke und Verletzte, löschen brennende Frachtschiffe, bergen entkräftete Surfer:innen oder unerfahrene Wattwander:innen. 2020 haben die Besatzungen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger bei 1.720 Einsätzen rund 3.500 Menschen Hilfe geleistet. Allein 357 von ihnen wurden aus Seenot gerettet oder aus Gefahr befreit. Und manchmal begleiten sie sogar eine Geburt, wie Anfang April 2021, als Heusers Kollegen von der Station List im Norden Sylts eine hochschwangere Frau aufs Festland bringen wollten, das Kind aber bereits auf dem Seenotrettungskreuzer „PIDDER LÜNG“ zur Welt kam.

Keine Angst, aber Respekt.

„Wir sind gut ausgerüstet, Schutzkleidung ist selbstverständlich“, sagt Heuser. Ob sie Lust hat, bei Regen, Sturm und Kälte auf das Meer hinauszufahren, gegen hohe Wellen anzukämpfen und sich die Gischt der Nordsee ins Gesicht peitschen zu lassen, das fragt sich die Bankkauffrau in solchen Augenblicken nicht. „Es war noch nie eine Frage, ob ich im Haus bleibe, weil es dort doch gemütlicher ist. Wir konzentrieren uns dann auf Fragen wie: Sitzt die Rettungsweste richtig? Wie lautet die Einsatzmeldung? Was haben wir für Koordinaten? Woran müssen wir denken?“

Heuser hat den Sportboot- und Segelschein, hat zahlreiche Lehrgänge und Fortbildungen in den Einrichtungen der Seenotretter-Akademie der DGzRS besucht, Erste-Hilfe-Schulungen und Reanimationstrainings absolviert. Regelmäßig trifft sie sich mit ihren Kollegen und sie üben für den Ernstfall. Routine ist wichtig. Ebenso wie der Zusammenhalt – Seenotrettung ist immer Teamarbeit. An Bord müssen sich alle aufeinander verlassen können. „Das beruhigt auch enorm“, sagt Heuser. Sie weiß, dass manchmal auch die Retter:innen an ihre Grenzen geraten können. Dass sie nicht selten ihr Leben riskieren, um andere zu retten. Angst habe sie nicht, sagt Heuser. Respekt vor dem Meer, ja, den habe sie schon. „Man sollte die Nordsee nie unterschätzen.“

Mehr als 85.000 Menschen gerettet.

Vor zwei Jahren kenterten zwei Segler mit einem Sportkatamaran südwestlich von Sylt. Einer von ihnen konnte von einem



Melanie Heuser ist die erste Frau auf Sylt, die als Seenotretterin im Einsatz ist. Hier war sie 2018 mit ihren Kollegen auf dem Meer unterwegs.

vorbeifahrenden Schiff aufgenommen werden, der andere blieb zunächst vermisst. Drei Stationen der DGzRS, darunter auch die in Hörnum, sowie ein Hubschrauber wurden alarmiert. Wind der Stärke fünf bis sechs und entsprechender Wellengang erschwerten die Suche. Doch die Einsatzkräfte fanden den Mann schließlich etwa neun Kilometer südlich von Sylt in der Nordsee und brachten ihn nach Hörnum, wo er an einen Rettungswagen übergeben wurde.

Die Seenotretter:innen blicken auf eine lange Geschichte zurück. 1865 wurde die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet, und seitdem haben in den mehr als 150 Jahren die freiwilligen und hauptamtlichen Seenotretter:innen mehr als 85.000 Menschen gerettet. Mussten sie in den ersten Jahren noch mit offenen Ruderrettungsbooten gegen die Wucht der Wellen ankämpfen, steht ihnen heute eine moderne Flotte aus 20 Seenotrettungskreuzern und ▶

Foto Archivfoto: Die Seenotretter – DGzRS/Kilian Westphal

An Bord müssen sich alle aufeinander verlassen können.



Seit Februar 2021 ist die HANS HACKMACK bei Wind und Wetter auf wechselnden Stationen in der Nordsee im Einsatz, wie vor ihr bereits die Seenotrettungskreuzer HANNES GLOGNER und NIS RANDERS.

Eine kleine Panne oder Erschöpfung kann auf See schnell zur existenziellen Bedrohung werden.

Melanie Heuser hat den Sportboot- und Segelschein, hat zahlreiche Lehrgänge und Fortbildungen in den Einrichtungen der Seenotretter-Akademie der DGzRS besucht, Erste-Hilfe-Schulungen und Reanimationstrainings absolviert.



40 Seenotrettungsbooten zur Verfügung, die Wind und Wetter trotzen. Die DGzRS hat ihre Rettungseinheiten strategisch so positioniert, dass sie jeden Küstenpunkt binnen einer Stunde erreichen können. Die Schiffe sind schwerwettertauglich und bestehen aus seewasserbeständigem Leichtmetall. Was die DGzRS zum Erhalt ihrer Stationen, ihrer Flotte und zur Finanzierung ihrer Mitarbeiter:innen braucht – im Jahr 2019 beliefen sich die Ausgaben auf etwa 55 Millionen Euro –, leistet sie ausschließlich durch Spenden und freiwillige Beiträge. Steuergelder erhält sie nicht.

Ein Plädoyer fürs Ehrenamt.

Heuser ist die erste Frau auf Sylt, die als Seenotretterin im Einsatz ist. Und nicht nur auf der Insel ist sie damit immer noch eine Ausnahme. Unter den insgesamt 800 Freiwilligen sind lediglich 55 Frauen, unter den Festangestellten keine. Heuser hat sich schon als Kind ehrenamtlich engagiert, ist mit zehn Jahren in die Freiwillige Feuerwehr eingetreten, wurde für den Einsatz mit schwerem Gerät und Schutzanzügen ausgebildet und ist bis heute in der Freiwilligen Feuerwehr Hörnum und im ABC-Gefahrenzug der Insel aktiv. Als Bekannte sie dann vor sieben Jahren ansprachen, ob sie nicht auch bei der DGzRS mitmachen wolle, trat sie damit auch in die Fußstapfen ihres Vaters, der sich nicht nur als Seenotretter engagiert hatte, sondern auch hauptberuflich zur See gefahren ist.

Heuser hat gerade eine Woche Urlaub. Sie hat sich während dieser Zeit als Freiwillige im Corona-Testzentrum gemeldet. Die junge Frau würde sich wünschen, dass sich mehr Menschen ehrenamtlich engagieren. Es sei auch für die Seenotretter:innen in Hörnum schwierig, Nachwuchs zu finden. „Das Ehrenamt gibt einem so viel“, sagt Heuser. „Man geht abends zufrieden ins Bett.“ •

Fotos Archivfoto: Die Seenotretter – DGzRS/Kilian Westphal, DGzRS/Helmut Hofer

Die Geschichte der DGzRS.

1860: Nach schweren Schiffsunglücken an der Nordseeküste rufen Adolph Bempohl und Carl Kuhlmay zur Gründung eines Seenotrettungswerkes auf privater Basis auf.

1865: Gründung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (DGzRS) am 29. Mai in Kiel. Sitz der DGzRS wird Bremen. Die Rettungsstationen sind mit einfachen Raketenapparaten, Hosenbojen und offenen Ruderbooten ausgestattet.

1911: Die Motorisierung der Rettungsflotte beginnt.

1939: Im Zweiten Weltkrieg ist die DGzRS-Rescueflotte unter dem Schutz der Genfer Konvention für alle Seiten gleichermaßen im Einsatz.

1945: Mit der Teilung Deutschlands setzt die DGzRS den Seenotrettungsdienst in der Deutschen Bucht und in der westlichen Ostsee fort. Der Seenotrettungsdienst der DDR wird staatlich organisiert.

1957: Taufe des ersten neuzeitlichen Seenotkreuzers mit Tochterboot.

1967: Der Seenotrettungskreuzer ADOLPH BERMPHOHL verunglückt im Einsatz bei einem Orkan vor Helgoland. Die vierköpfige Besatzung und drei zuvor gerettete niederländische Fischer sterben.

1990: Die DGzRS übernimmt wieder die Arbeit auf zunächst elf Stationen entlang der Ostseeküste Mecklenburg-Vorpommerns (heute sind es 17). Innerhalb weniger Jahre werden zahlreiche neue Schiffe zwischen der Insel Poel bei Wismar und dem Stettiner Haff bei Ueckermünde stationiert.

1995: In der Orkannacht vom 1. auf den 2. Januar sterben zwei der vier Rettungsmänner auf dem Seenotrettungskreuzer ALFRIED KRUPP bei der Rückkehr von einem Einsatz.

2021: Auf 55 Stationen entlang der Nord- und Ostseeküste sind 180 Festangestellte und 800 Freiwillige mit insgesamt 60 Seenotrettungskreuzern und -booten im Einsatz. Die etwa 55 Millionen Euro Ausgaben im Jahr finanziert die DGzRS ausschließlich durch Spenden.

Weitere Infos unter: www.seenotretter.de

Das Dämm- material aus dem Meer.

Für die einen ist es ein stinkendes Übel, für die anderen ein wertvolles Baumaterial. Swantje Streich und Jörn Hartje handeln mit Seegras aus der Ostsee und verkaufen es als ökologischen Dämmstoff. Ihre Ware kommt von der dänischen Ostseeküste. In Deutschland wird das maritime Gras bisher hauptsächlich als lästiges Abfallprodukt entfernt.

Ein vergessenes Material.

Seegras ist auch ein geschätzter Roh- und Baustoff. Traditionell wurde das angespülte Treibgut für viele Zwecke verwendet, unter anderem als Dünger, als Polsterstoff für Möbel und zum Decken und Dämmen von Häusern. Im vergangenen Jahrhundert geriet Seegras als Rohstoff jedoch fast in Vergessenheit. Erst seit einigen Jahren ist es als nachhaltiger Baustoff wieder stärker gefragt.

„Die Nachfrage nach Seegras als Dämmmaterial boomt – auch für große Mengen“, sagt Swantje Streich. Gemeinsam mit ihrem Mann Jörn Hartje hat sie 2012 die Firma „Seegrashandel“ in Schleswig-Holstein gegründet. Streich und Hartje schätzen, dass sie bereits mehr als 300 Baustellen mit dem getrockneten Seegras beliefert haben. Anfangs sei es schwierig gewesen, das Dämmmaterial bekannt zu machen, sagen sie. Nur vereinzelt hatten sie Kund:innen, verkauften mal hier, mal dort einige Ballen. „Jahrelang dümpelte die Nachfrage vor sich hin“, sagt Streich. Doch das änderte sich stark. „Jetzt kaufen manche Kund:innen gleich einen ganzen LKW“, sagt Streich. Die Nachfrage übersteige mittlerweile bei Weitem die Menge an Seegras, die sie derzeit verkaufen können. ▶



Der natürliche Rohstoff Seegras ist abhängig von Wind und Wetter. In diesem Winterhalbjahr wurden zum Beispiel große Mengen in Deutschland angeschwemmt.

In Abhängigkeit von Wind und Wetter.

„Im Moment haben wir auch noch eine Lieferflaute“, erklärt Streich. Denn der natürliche Rohstoff ist auch abhängig von Wind und Wetter. In diesem Winterhalbjahr seien große Mengen des Seegrases in Deutschland statt in Dänemark angeschwemmt worden. Bisher wird das Unternehmen in Schleswig-Holstein jedoch hauptsächlich von Seegrasbauern aus Dänemark beliefert. In Deutschland gibt es zwar vereinzelte Pilotprojekte für die Nutzung der Pflanzen als Baustoff. Aktuell wird das angeschwemmte Gras aber noch größtenteils in Kompostieranlagen entsorgt. „Wir möchten auch das Seegras der deutschen Ostseeküste nutzbar machen. Dafür brauchen wir einen Standort in Küstennähe, wo Seegras gesammelt, gewaschen, getrocknet und gepresst wird“, sagt Streich. Derzeit verkaufen sie etwa 50 Tonnen im Jahr, es sollen aber 100 bis 200 Tonnen pro Jahr werden. Damit das gelingt, müsste es aber auch an der deutschen Küste Betriebe geben, die das Seegras in großem Stil einsammeln und aufbereiten. Sie haben bereits zusammen mit einem Unternehmen, das Seegras für Kompost verwendet, einen Antrag gestellt, um das Seegras auch an den deutschen Küsten in großem Stil verwenden zu dürfen. Rechtlich ist das bisher nicht ganz einfach. Denn sobald man Seegras vom Strand aufsammelt, sortiert und abtransportiert, wird es als Abfall deklariert. Für den wiederum gelten aber strenge Regelungen.

Seegras wächst auf Unterwasserwiesen am Meeresboden und ist kostbar für das Ökosystem der Meere und für das Klima. Wenn das Gras abblüht, wird es als Treibsel an Land gespült. Dann wird es aus dem Ufergewässer und vom Küstenstreifen eingesammelt und auf Wiesen verteilt. Dort wird es vom Wind und von der Sonne getrocknet. Das Abwaschen von Salz, Sand und Planktonresten erledigt der Regen. Anschließend wird es genau wie Heu und Stroh zu Rundballen gepresst und an die Baustellen ausgeliefert. Ein Rundballen von etwa 200 Kilogramm Seegras verkaufen Streich und Hartje für 400 Euro plus Steuern und Transport. Das reicht bei einer Dämmstärke von 20 Zentimetern für 25 Quadratmeter.

Nachhaltig und mit feiner Duftnote.

Der natürliche Baustoff hat einige gute Eigenschaften: Er ist schwer entflammbar, bietet ohne Zusätze eine gute Wärmedämmung, ist gegen Schimmel und Ungeziefer resistent und verrottet wegen des hohen Salzgehaltes nicht. Die Ökofasern bieten durch ihren hohen Silikatgehalt auch einen Feuchteschutz. Zudem sind die getrockneten Gräser federleicht und lassen sich beispielsweise auch für vorgefertigte Wandmodule von Fertighäusern verwenden. Streich und Hartje würden auch gern eine Fertighausbaufirma finden, die serienweise Seegrasdämmung anbietet.

Zudem ist es nachhaltig: Das vom Seegras gefilterte Kohlendioxid bleibt nach dem Absterben der Pflanze gespeichert und wird so dauerhaft gebunden. „Viele Leute haben Sorge, dass es muffelt“, sagt Streich, „so, wie wenn es nass am Strand herumliegt.“ Ist es aber getrocknet und gesäubert, sei Seegras fast geruchsneutral. „Es riecht ein wenig wie Heu“, sagt Streich – und sie muss es wissen, schließlich wurde ihr eigenes Haus auch damit gedämmt. •

Fakten zum Seegras.

Seegras kann überall dort als Dämmstoff verwendet werden, wo es nicht in direktem Kontakt mit Wasser und feuchter Erde steht. Es kann sowohl für die Dämmung von Fassaden, Hauswänden und Innenwänden als auch für obere Geschossdecken und für Dachschrägen verwendet werden. Streich und Hartje empfehlen einen diffusionsoffenen Wand-, Decken- oder Bodenaufbau, weil so die Vorteile von Seegras voll ausgeschöpft werden. Denn Seegras kann Feuchtigkeit aufnehmen und wieder abgeben. Außerdem besteht weniger Gefahr der Durchfeuchtung, weil sowohl Feuchtigkeit aus der Raumluft nach außen abgeführt wird als auch von außen eindringende Feuchtigkeit wieder austrocknet.

Der Lambda-Wert der Wärmeleitfähigkeit liegt bei 0,043–0,045. Die Brandklasse ist B2.

Die Vorgaben der Wärmeschutzverordnung erreicht man mit einer 20-Zentimeter-Schicht Seegras, den Passivhausstandard mit 30 Zentimetern.

Seegras als loses Stopfmateriale kostet zwei Euro pro Kilogramm plus Mehrwertsteuer und Transportkosten. Ein Quadratmeter gedämmte Fläche bei einer Dämmstärke von 20 Zentimetern kostet ungefähr 16 Euro. Für einen Kubikmeter Dämmung werden etwa 40 Kilogramm Seegras benötigt, das ergibt einen Preis von 80 Euro. Ein Rundballen mit 200 Kilogramm Seegras kostet 400 Euro (plus MwSt.). 200 Kilogramm Seegras reichen bei einer Dämmstärke von 20 Zentimetern für 25 Quadratmeter.

Die Zahlen entsprechen den Angaben der Seegrashändler:innen, weitere Infos unter: www.seegrashandel.de

Lieber Moussa*, musst du denn wirklich immer im Dreck wühlen?

Nein, als Projektleiter Straßen- und Tiefbau muss ich das eigentlich überhaupt nicht. Mein Job ist es, die Tiefbau- und Außenanlagen-Gewerke zu koordinieren. Ich bin verantwortlich für Qualität, Kosten und Termine. Das heißt aber ja nicht, dass ich im Matsch stehen oder auf dem Bagger sitzen muss. Viele Dinge kann ich auch von einem Schreibtisch aus erledigen. Aber das bin einfach nicht ich.

Ich bin ein Draußen-Mensch. Mich fasziniert das Spiel mit Wind und Wetter, denn bekanntlich gibts unter uns „Maulwürfen“ kein Schlechtwetter, nur ungeeignete Kleidung. Und ich liebe es, immer wieder neue, individuelle Lösungen für jedes Grundstück und seine Überraschungen im Boden direkt vor Ort zu besprechen und umzusetzen. Gerade im Tief- oder Erdbau gibt es meistens mehrere Wege, um ans Ziel zu kommen. Das Ergebnis zählt für mich. Eine tolle Mischung aus sehr komplexen Zusammenhängen und teilweise doch auch äußerst groben Arbeiten.

So gesehen lautet die Antwort vielleicht doch eher „Ja“. Denn zugegeben: Der sogenannte Dreck ist meine Leidenschaft, mein Hobby und ich würde sogar behaupten: meine Berufung. Das habe ich schon gemerkt, als ich während meines Studiums einem Nachbarn bei seinem Umbau helfen durfte und den Grundstein für meinen Beruf legen konnte. Musste etwas an den Außenanlagen gemacht werden, war ich als Erster zur Stelle. Und bei unserem eigenen Hausbau ist der Garten für mich auch ein Dauerprojekt, in das ich gerne jede freie Minute investiere.

Im Job darf neben der vielen Fahrerei der schriftliche und organisatorische Teil natürlich nicht darunter leiden, aber das mache ich dann entweder direkt aus dem „Dreck“ heraus oder manchmal zur Verwunderung meiner Kolleg:innen am späten Abend. Da habe ich in den letzten Jahren meinen eigenen Weg gefunden. •



- + Moussa Epp
- + Projektleiter Straßen- und Tiefbau bei LIST Bau Nordhorn
- + Thema seiner Bachelorarbeit: Bodenbehandlung mit Bindemitteln unter Nachhaltigkeitsaspekten
- + hat einen heruntergekommenen Bauernhof erworben, diesen abgerissen und neu gebaut
- + musste sein ca. 2.000 qm großes Grundstück einen Meter tief aufgraben und durchsieben, weil der Vorbesitzer Unmengen an Müll vergaben hatte
- + hat auch außerhalb der Baustellen mit seinen drei Kindern (Alter: 1,5–14 Jahre) nie Langeweile
- + wenn er nicht an der Schippe steht, dann findet man ihn auch mit seinen Kindern auf dem Fußballplatz oder mit dem E-Bike im Wald
- + ist leidenschaftlicher Hobbymusiker und liebt es, auf die Klaviertasten oder auf das Schlagzeug zu hauen



Foto a|w|sobott

Und, wie ist das bei Ihnen?
Zieht es Sie nach draußen – ab in die Natur, die Freiheit ruft?
Sind Sie lieber drinnen – trocken, sauber, warm und gemütlich?
Oder vielleicht irgendwie auch beides?
Aufhalten können wir uns schließlich immer dort, wo uns gerade nach ist.
Welch ein wunderbares Privileg.

LIST AG
Hagenstraße 41
48529 Nordhorn

T +49 5921 8840-0
F +49 5921 8840-40
info@list-ag.de
www.list-gruppe.de

Redaktion/Layout:
LIST AG, Marketing

**real people –
real estate**